DER ERSTE RAUB AN DEUTSCHLAND: HISTORISCHER ROMAN

Gustav von Berneck



Der

Erste Raub an Deutschland.



Der

Erste Raub an Deutschland.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Erster Band.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Erstes Kapitel.

Ein heller Morgen war über der weiten Hochfläche im Frankenlande aufgegangen, deren reizlose Einförmigkeit kaum durch die Hütten eines am Wege liegenden Dorfes oder durch den Fernblick auf einen der wenigen Berge, die sich aus jener Hochebene erheben, unterbrochen wird. Der einzelne Wanderer, der hier durch die Felder ging, auf denen die Erntesichel schon ihr Werk gethan hatte, kümmerte sich auch nicht darum, daß die Gegend so traurig war; er blickte weder rechts, noch links, sondern zog mit weitausgreifenden Schritten seines Weges. Er war ein Mann von reifen Jahren, von starkem Körperbau und gebräuntem Angesicht; er trug einen kurzen Kittel

von Zwillich, zu welchem ein bauschiges Barett, das, wenn auch verschossen, doch immer von grünem Sammet war, einen sonderbaren Gegensatz bildete. Ueber die Schulter hing ihm ein Quersack, mit wenigen Habseligkeiten ausgestopft, an seiner Hüfte, durch einen Leibgurt gehalten, ein kurzes, sehr breites Schwert mit vergoldetem Griff. Wer den Mann in der sonst menschenleeren Gegend getroffen hätte, wäre ihm gewiß gern aus dem Wege gegangen. Es war aber eben zur Zeit kein Mensch auf dem Felde zu sehen, und der Wanderer schritt rüstig aus, bis sich der Pfad auf einmal zu senken begann, steil und immer steiler durch einen Einschnitt, der nun urplötzlich dem Blicke tief unten ein zauberschönes Thal enthüllte. Noch ließ sich nur ein kleiner Theil desselben übersehen, von sanftgerundeten Hängen umkränzt, die mit Laubholz besetzt waren; die Sonnenstrahlen hatten das Blättermeer mit goldnem Glanze bekleidet, und ein frischer Wind wehte durch die Schlucht herauf und milderte die steigende Hitze des Tages, die auf der baumlosen Fläche schon unerträglich geworden war. Mit jedem Schritt thalwärts entfaltete sich die wunderbare Schönheit des tiefen Grundes in stets wachsender Ueberraschung. Dort auf dem

andern, scharf vorspringenden Hange, der ein Seitenthal zu verdecken schien, ragten riesige Tannen ernst und dunkel empor, damit dem weichen Landschaftsbilde der kräftige Schatten nicht fehle, und am Fuße der Höhen, die sich dem Niedersteigenden immer mächtiger offenbarten, breitete sich weithin, aber in abgeschlossener Runde, ein saftgrüner, üppiger Wiesenteppich, belebt von dem blitzenden Wasser eines Bergstroms, dessen Rauschen schon zu hören war. Seltsame Felsgebilde starrten hier und da aus den waldbedeckten Hängen empor; endlich wurde auch das Dach einer menschlichen Wohnung sichtbar.

Wer im heitern, gesegneten Franken zu seiner Befremdung jene öde und steinige Hochfläche findet und sie durchwandert, wird gewiß, wenn er auch von ihren verborgenen Schätzen einer echten Romantik vorher weiß, jedesmal überrascht und entzückt sein, wenn sich plötzlich zu seinen Füßen, ohne daß er ein Anzeichen gewahr worden, eines jener herrlichen Thäler öffnet, welche zu den schönsten Deutschlands gehören und, in allem Reize lebendig blühender Gegenwart prangend, im Schooß ihrer Klüfte und Höhlen dem Blicke des Forschers eine Jahrtausende alte Urwelt erschließen. Dem bewaffneten Manne im Zwillichkittel

und Sammetbarett, der seinen Fuß hemmte, als er unter sich das reizende Thal erblickte, war dasselbe nicht fremd, er hatte es vor langen Jahren oft genug durchwandert, — aber es machte auf ihn einen Eindruck, als sehe er es heut zum ersten Male in seinem Leben. Unverwandt schaute sein großes, schwarzes Auge hinab, und der finstere Blick, den es bisher gezeigt, milderte sich in wunderbarer Weise, ja es war, als wolle ein feuchter Schimmer das glanzlose Auge verklären, da strich aber der Mann mit seiner starken Hand über die Stirn, warf den Kopf, der sich gedankenschwer auf die Brust gesenkt hatte, trotzig wieder in den Nacken, und stieg mit raschen Schritten die Steile hernieder, bis er den Grund des Thales erreicht hatte. Das Tosen kämpfender Wasser schlug immer lauter an sein Ohr. Zwei Bergströme, beide in tiefen Thälern rinnend, stoßen hier zusammen, der stärkere, es ist die Wiesent, reißt den andern, es ist der Aufseß, mit sich fort gen Süden, um nach kurzem, kaum stundenlangem Laufe seinerseits von zwei andern Bergwassern, die ihn fast zugleich treffen, überwältigt und im scharfen Winkel wiederum in veränderte Richtung geworfen zu werden.

In dem anmuthig erweiterten Kesselthale, wo

die Wiesent noch siegreich ist, brausten und tosten in früheren Zeiten die Wasser der beiden Flüsse bei ihrem Zusammenstoß so gewaltig, daß man die Stelle den Toos genannt hatte. Heut tosen die Wellen nicht mehr in alter Kraft, sie sind durch Menschenhand für andere Zwecke gezähmt worden, aber der Name ist geblieben, und auch ein Wirthshaus steht noch, wie damals, an dem Wege, welcher durch das Thal führt, — das alte freilich, dem sich der bewaffnete Wanderer an jenem Augustmorgen näherte, ist längst verschwunden.

Er näherte sich dem Hause, vor welchem ein Paar roh gezimmerte Bänke angebracht waren. Dort sah er eine Frau stehen, sie hatte beide Arme in die Seite gestemmt und schaute ihm ruhig entgegen. Ein großer Hund, der neben ihr saß, fing an zu bellen, sie verbot ihm das mit einer hellen, kräftigen Stimme.

„Grüß' Gott!" sagte der Wanderer und faßte sie scharf in das Auge. Sie dankte ihm und sah ihn fragend an. Er hatte schon ihre ganze Gestalt gemustert, die ihm sehr wohl gefiel. Die Frau war vielleicht über dreißig alt, aber sie hatte noch ein frisches, hübsches Gesicht mit freundlichen braunen Augen, und ihr voller, kräftiger

Wuchs, wenn auch kaum über Mittelgröße, war nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit, die nur durch die Landestracht, die keinen Reiz hervortreten ließ, entstellt wurde. Auf jeden Fall war sie die Wirthin.

„Mit Verlaub!“ sagte der Fremde und setzte sich auf eine Bank, ohne jedoch einen Trunk oder einen Bissen zu fordern.

„Was schaut Ihr mich so an?“ fragte die Frau unbefangen, indem sie dem Hunde, der sich an sie drängte, mit ihrer braunen Hand den dicken, zottigen Kopf streichelte. „Soll ich Euch einen Krug Bier geben?“

„Thut das, wenn Ihr die Frau Wirthin seid!“ erwiederte der Fremde. „Die alten Leute sind wohl lange todt?“

„Habt Ihr sie gekannt?“ entgegnete die Wirthin. „Ja, die sind schon vor zwölf Jahren gestorben, beide in einer Woche.“

„Und Ihr habt den Sohn geheirathet, nicht wahr?“

Sie nickte und ging in den Keller, um ihm den kühlen Labetrunk zu holen. Unterdessen steckte ein krausköpfiger Bube von sechs oder acht Jahren den Kopf aus der Thür, gleich darauf kam ein zweiter neben ihm zum Vorschein. — Beide waren

einander zum Verwechseln ähnlich und von gleicher Größe, sie schauten neugierig nach dem Fremden und fuhren erschrocken zurück, als dieser ihnen ein Gesicht schnitt. — „Warum macht Ihr die Buben fürchten?“ fragte die zurückkehrende Wirthin, die es bemerkt hatte.

„Sind's Zwillinge?“ entgegnete der Fremde. Sie bejahte es und stellte den Krug mit schäumendem Bier neben ihn auf die Bank. Der Fremde nahm ihn auf und that einen langen Zug. „Wo seid Ihr gebürtig?“ fragte er sie dann.

„Auf Rabeneck bin ich geboren,“ antwortete sie und er blickte sie auf einmal wieder starr an. Sie sah es aber nicht, denn sie wurde von einem breitschulterigen Manne mit grauen Haaren, der aus ihrer Hofthür trat, mit dem Namen gerufen: „Frau Marthe!“ und entfernte sich, da sie wohl in der Wirthschaft gebraucht wurde.

„Kommt her, Büberle, ich thu' euch nichts!“ sagte der Fremde zu den Knaben, die noch immer über der Schwelle des Hauses lauschten. Sie fürchteten sich auch weiter nicht vor ihm, denn sie waren an fremden Zuspruch im Toos gewöhnt und wurden, da sie muntere und saubere Knaben waren, von Jedermann freundlich behandelt. So kamen sie denn ohne Blödigkeit auf

den Ruf des Fremden zu ihm und stellten sich an sein Knie.

„Wo ist euer Vater?“ fragte er, beiden die Lockenköpfe streichelnd.

„Der ist todt,“ antwortete der Eine, während der Andere dazu nickte.

„Todt? Eure Mutter ist also eine Wittwe? So jung schon, die Arme! Und sie hat nun die Wirthschaft hier allein? Fürchtet sie sich denn nicht vor allerlei wildem Volke?“ Er konnte die Frage an sie selbst richten, denn sie kam eben vom Hofe zurück. „Eure Buben sagen mir, daß ihr Vater todt ist. Schon lange?“ fragte er mit einiger Theilnahme im Ton.

Sie wurde ernst und traurig. „Sechs Jahr,“ antwortete sie. „Ihr habt ihn gekannt, denk' ich.“

„Ich?“ entgegnete er. „Warum glaubt Ihr das?“

„Nun, Ihr fragtet doch vorher nach meinen Schwiegern und ob ich den Sohn geheirathet hätte. Mir ist es auch, als hätte ich Euch vordem schon gesehen, es muß aber schon lange her sein, denn wenn ich dran denke, ist Alles wieder weg und ich kann mich nicht besinnen. Wann seid Ihr hier gewesen, daß Ihr nach den alten Leuten fragt?“

„Ja, Frau Wirthin, das ist so lange her, daß ich es selbst nicht mehr weiß," erwiederte der Fremde. „Ihr könnt mir vielleicht etwas Bescheid geben, wie es im Land aussieht, ich komme aus fernen Landen, wo ich in des Kaisers Dienst gegen die Franzosen zu Felde gelegen bin, und nach dem Frieden bin ich noch ein Paar Jahre dort geblieben, um mein Glück bei diesem und jenem Herrn zu versuchen. Jetzt komme ich her und es ist Alles gar anders geworden."

„Seid Ihr in unserm Land zu Hause?" fragte die Wirthin.

„Wo ist ein Kriegsmann zu Hause!" entgegnete er. „Sagt mir, wer haust jetzt auf Rabeneck, wo Ihr geboren seid?"

„Wer da haust?" rief sie. „Nun, Ihr müßt lange fort gewesen sein, wenn Ihr nicht wißt, daß die Bauern das Schloß verbrannt haben, denn ich war damals noch ein Kind und heut bin ich fünf und dreißig Jahr. Aufgebaut ist es nicht wieder, aber der Herr hat zwischen die zerstörten Mauern ein kleines Häusle setzen lassen, wo sein Vogt drin wohnt. Unten die Mühle ist aber gleich wieder gebaut worden, nachdem Alles vorbei war."

„Alles vorbei!" wiederholte der Fremde. „Das

heißt, nachdem die Bauern zersprengt und wie die wilden Thiere gehetzt und erschlagen worden waren, so viel man deren habhaft werden konnte."

„Ja," versetzte die Wirthin ruhig. „Sie haben's verdient. Meinen Vater haben sie auch erschlagen, die Bauern, mein' ich. Mein Vater war der Thurmwart auf Rabeneck. Mich wollten sie in das Feuer werfen, da war aber doch Einer, den das Kind jammerte, und er wehrte den Andern und ließ mich laufen. Ich sprang von Stein zu Stein den hohen Felsen hinunter und versteckte mich in meiner Todesangst, bis der helle Haufen abgezogen war über das freie Land nach Rabenstein, wo sie auch stürmten, aber an dem Tage abziehen mußten. Mich fand dann der Jäckele, das ist der alte Knecht, den Ihr da gesehen habt, der war damals auch auf Rabeneck, aber er gehörte dem Herrn nicht, sondern war ein Mann des Streitbergers, der ihn frei gegeben hatte, — noch vor seinem grausamen Tode —"

„Cunz Schott?!" rief der Fremde, welcher ihrer Erzählung mit gespanntem Antheil zugehört hatte.

„Ja," erwiederte die Wirthin verwundert. „Wißt Ihr von dem auch?"

„Euer Knecht mit den grauen Haaren, der Euch vorhin Frau Martha rief, ist ein Mann des Herrn von Schott gewesen, der auf der Streitburg als Amtmann des Markgrafen Casimir saß?"

„Ja, des bösen Cunz, wie er auf dem ganzen Gebirg hieß. Der hat's auch verdient, was ihm geschehen ist, noch ehe die wilden Bauern aus dem Würzburgischen hier einbrachen, um unsere Herren auszurotten. Nur hat der Cunz es umgekehrt gemacht, er jagte arme Leute und warf nieder, wen er nur irgend von seiner Streitburg aus fangen und schätzen konnte. Mein seliger Mann hat mir oft davon erzählt, und auch der Jäckele, wiewohl er dem bösen Cunz zu Dank verschuldet ist, kann's nicht läugnen. Sein gnädiger Herr Markgraf hat schon Recht gethan."

Die schwarzen Augen des Fremden sprühten bei diesen Worten Flammen. „Er hat ihn ermordet!" rief er heftig. „Den Mann, der ihm treu gedient, hat er hinterlistig zu sich beschieden, und als er, nichts Uebles ahnend, dem Befehl seines Herrn gehorchte und nach Cadolzburg kam, hat er ihm den Kopf abschlagen lassen! So steht es, Frau! — Ich will aber mit Euch nicht von alten Geschichten reden. Sagt mir nur noch Eins: der Euch auf dem Schlosse Rabeneck aus

Mitleid entwischen ließ, würdet Ihr ihn wieder kennen, wenn er Euch einmal begegnete?"

Die Wirthin schüttelte den Kopf. „Manchmal denke ich wohl so," erwiederte sie. „Aber wenn ich mich recht auf ihn besinnen will, zerläuft mir sein Gesicht, wie Nebel, daß ich gar nicht mehr weiß, wie er ausgeschaut hat. Er war noch ein Bub', wie'ne Weidenruthe — 's ist eine Schande, in so jungen Jahren mit auf Mord und Brand zu gehen! Sie werden ihn wohl auch mit erschlagen haben, als dann die Vergeltung kam."

„Ja, ja!" sagte der Fremde. „Es wäre ihm auch am besten gewesen. Wenn er noch lebt, muß er ein alter Gesell sein und kein Mensch würde ihn wieder kennen. —" Er nahm einen ledernen Beutel, den er am Leibgurt trug, und suchte lange nach kleinem Gelde, womit er dann sein Bier bezahlte. — „Ihr werdet doch wieder heirathen, Frau Wirthin?" sprach er scherzend, indem er ihr in die braunen Augen sah. „So einer jungen schönen Frau wird es an Freiern nicht fehlen."

„Die losen Reden spart Euch!" erwiederte sie, wenn auch nicht unfreundlich, doch entschieden. „Jung bin ich nicht mehr, schön in meinem Leben nicht gewesen — und das Looswirthshaus," setzte sie mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu,

„gehört mir nicht, sondern meinen Buben — behüt' Euch Gott.“ Sie legte ohne Zaudern ihre Hand in die des Fremden, der sie ihr zum Abschiede bot und noch etwas sagen wollte, sich aber eines Andern besann und jetzt aufbrach.

In die Hofthür trat eben wieder die breite Gestalt des alten Knechts — der abziehende Gast warf ihm einen festen Blick zu, den der Knecht ebenso erwiederte. Auf einmal kehrte sich der Fremde, der schon einige Schritte vorüber war, nochmals um und kam zurück. — „Du bist ein Mann des Herrn Cunz auf der Streitburg gewesen, hör' ich?“ fragte er den Alten.

Dieser wunderte sich über die Anrede, da der fahrende Kriegsknecht doch wohl nichts Besseres war als er, und demgemäß klang seine Antwort: „Hast Du Herrn Schott gekannt, daß Du mich danach fragst?“

„Wohl hab' ich ihn gekannt!“ erwiederte der Fremde mit einem ganz besondern Ausdruck, der aber den einfachen Menschen, mit denen er hier zu thun hatte, verloren ging. „Seine Frau lebt wohl noch? Bei ihrer Sippschaft in Waischenfeld, nicht wahr?“

„Dort ist sie nicht mehr,“ gab der Knecht kurzen Bescheid. Ihm schien der fremde Gesell mit dem

schwarzen Bart, der ihm das ganze Gesicht umzog, wenig zu behagen und er wollte das Gespräch abbrechen, damit er nur gehe.

Aber der Fremde zog die schwarzen Augenbrauen zusammen und fragte: „Nicht mehr? Weißt Du, wo sie jetzt wohnt?"

Die Wirthin, welche herangetreten war, nahm für ihren mürrischen Knecht das Wort. „Meist wohnt die gestrenge Frau bei Herrn Balthasar, ihrem Bruder, auf Rabenstein, aber zuweilen ist sie auch länger in Tüchersfeld auf dem Schlößle. Wo sie jetzt grad' haust, wer kann's wissen!"

Der Fremde besann sich eine Weile, wobei er den langen Bart, der ihm das Kinn umstarrte, durch die Finger laufen ließ. Dann nickte er der Wirthin und ihrem Knecht und ging langsam den Weg im Felsenthale der Wiesent stromauf.

„Frau Marthe, das war ein schlimmer Vogel," sagte der Knecht, indem er ihm nachsah. „Sie hätte ihm nichts von der Frau Schott erzählen sollen, wer weiß, was er für Anschläge im Schilde führt."

„Du bist immer mißtrauisch, Jäckele," erwiederte die Wirthin. „Was wird er wollen, als die gestrenge Frau um einen Zehrpfennig bitten, der arme brodlose Gesell."

„Betteln ja, und stehlen, das ist ihre Art, geht's nicht, so nehmen sie's auch mit Gewalt und auf ein bisle Todtschlag kommt's ihnen auch nicht an. Arbeiten, arbeiten wollen sie nicht mehr, wenn sie's Kriegsleben geschmeckt haben. Was will er grade mit meiner edlen Frau und was geht's ihn an, daß ich dem Herrn Cunz eigen gewesen bin?"

„Er bringt vielleicht der Frau Judith Nachricht von ihrem Junker Wolf, den sie lange nicht gesehen hat," sagte die Wirthin.

„Wenn's noch vom Cunz wäre! Mit dem Jüngsten will sie nicht viel zu schaffen haben, wie ich aus Tüchersfeld weiß," versetzte der Knecht. „Die alte Frau thut mir leid, sie findet auf der Welt wohl keine Ruh' mehr."

„Der Mann hier muß doch mit dem Herrn Schott gut Freund gewesen sein," äußerte die Wirthin. „Ich sagte ihm, daß Du mich beim Brande von Rabeneck unten in den Felsen versteckt gefunden und hieher gebracht und daß Du ein Mann des Streitberger Amtmannes gewesen, der auf dem ganzen Gebirg nur der böse Cunz geheißen und es wohl verdient habe, was ihm geschehen ist — da hättest Du hören sollen, wie er auffuhr und den seligen Herrn Markgrafen schalt!"

„That er das?" erwiederte der Knecht. „Nun das ist mir lieb, denn es nehmen sich meines armen, todten Herrn nur wenige Menschen an, und Ihr solltet ihn auch nicht so streng richten, Frau Marthe. Gegen mich ist er immer ein guter Herr gewesen."

„Da geht er noch!" sagte die Wirthin, in das Thal blickend, wo der fremde Mann in einer Krümmung desselben noch einmal sichtbar wurde. Er wandte sich in demselben Augenblicke um, bemerkte die Beiden, die ihm nachschauten, und schwenkte das Barett. Ob darin eine Art von Hohn lag? Der Knecht wollte es behaupten.

In sich gekehrt wanderte der Bewaffnete durch das Thal, dessen Schönheit und wechselnde Scenerie von Fels und Wald keinen Eindruck auf ihn zu machen schien. Neben ihm rollte der Fluß seine raschen Wellen durch die strotzenden Wiesen, und zahllose Libellen trieben ihr Spiel im warmen Sonnenschein; aus den Felsenritzen zu seiner Linken wucherte üppiges Farrenkraut hervor, unter welchem muntere Eidechsen, die der Fuß des Wanderers erschreckte, blitzschnell verschwanden; drüben im Laubgebüsch ließ sich der Gesang der Vögel hören: überall freudiges Leben in der Natur! Der Mann aber ging auf all diese Bilder und Töne, welche sonst so wohlthuend den Einsamen

berühren, nicht achtend, in seine Gedanken vertieft, thalaufwärts, bis ihm endlich im Hintergrunde der scheinbar so oft sich schließenden Berghänge am jenseitigen Ufer der Wiesent auf hohem Felsen die Trümmer der Feste Rabeneck entgegen sahen. Er wußte, daß sie hier standen, dennoch sah er hoch auf und stutzte, als er sie erblickte. Doch ermannte er sich schnell, lachte kurz und höhnisch über sich selbst, und schritt der Brücke zu, hinter welcher die Mühle mit ihren triefenden Rädern im vollen Gange war, nun aber auch schon wieder mit grauem Dache, denn seit sie die Bauern als ein Herreneigenthum in Brand gesteckt hatten, waren über fünf und zwanzig Jahre vergangen. Ein Mühlknapp stand mit Mehlstaub bedeckt vor der Thür und half einem Bäuerlein seinen Esel beladen; Beide sahen neugierig auf den fremden Mann, welcher über die schwankende Brücke gegangen kam und den entlassenen Kriegsgesellen nicht verläugnen konnte. Sie erwiederten seinen Gruß und waren froh, als er ohne irgend ein Anliegen oder eine Frage vorüber ging, denn mit Seinesgleichen hatte kein friedliebender Mensch gern etwas zu thun. Er wandte sich gleich links und wußte offenbar Bescheid, denn er nahm den kürzern, wenn auch steilen und sehr beschwerlichen

Aufweg, der die Burg zur rechten Hand läßt und auf die Hochfläche führt, welche sich wiederum in gleicher freudloser Einförmigkeit jenseit des Wiesenthales erhebt, bis der neue Abschnitt des Eschbaches sie unterbricht. „Nach Rabenstein wird er gehen!“ sagte der Bauer zum Mühlknappen. „Das Hudelmannsgesindel kommt jetzt überall wieder zum Vorschein, da's neue Kundschaft giebt.“

Ueber den Ausdruck, obgleich er für die soldsuchenden Kriegsknechte landläufig war, lachte der Mühlknapp und fragte dann, was mit der Kundschaft gemeint sei. Da erzählte der Bauer, was er gehört hatte, daß nämlich der Markgraf aller Orten auch in seinem Lande werben lasse und daß er, der Bauer, selbst den Statthalter, Herrn Wilhelm von Grumbach, wie auch einen andern vornehmen Herrn, den die Leute ihm als den Grafen Reinhard von Solms, kaiserlichen Rath, genannt, in Culmbach gesehen habe, wo er vergangenen Monat wegen einer Erbschaft gewesen sei; da habe es geheißen, der Markgraf brauche noch mehr Kriegsvolk, um Magdeburg einzunehmen, vor welcher Stadt er noch immer mit der Reichsexecution unter dem Kurfürsten von Sachsen liege, und es würde daher fleißig zum Reiterdienst geworben; das neue Volk solle sich auf der Plassenburg sam-

meln, wo auch wieder neue Mauerthürme aufgeführt seien und Karthaunen, mit schwerem Gelde erkauft, eingefahren würden, gerade als ob der Markgraf einen Angriff in seinem eigenen Lande befürchte. Von wem aber? das habe in Culmbach auch der klügste Bürgersmann nicht gewußt. Als er dies dem andächtig zuhörenden Mühlknappen erzählte, erhob auf einmal der Esel seine Stimme und Beide lachten sehr. „Wer's nur verstände!" sagte der pfiffige Mühlknapp. „Der Graue weiß es vielleicht am besten."

Unterdessen hatte der Mann mit dem breiten Schwert, der ihnen so unheimlich gewesen, die Höhe erreicht, und ging nun den steinigen Feldweg schräg über die weite Fläche, ohne nur einen Augenblick unterwegs auszuruhen. Fernher wurden endlich die Mauern des Schlosses Rabenstein, das Ziel seiner Wanderung, sichtbar. Er beschleunigte seinen Schritt, obgleich die Sonne jetzt mit ihren heißen Strahlen vom wolkenlosen Himmel über der leeren Flur brannte und dicke Schweißtropfen auf der Stirn ihm perlten. Die Feste war von dieser Seite durch kein natürliches Hinderniß der Annäherung gedeckt, aber tiefe Gräben und starke Mauern mit gebrochenen Linien, von Thürmen zur Seitenvertheidigung gekrönt, schirmten sie hier vor feindli-

chem Anfall, während auf der andern Seite der schroffe Absturz der Felskuppe zum tief eingeschnittenen Eschbachthal, auf welcher sie erbaut ist, jeden Sturm unmöglich machte. Seitwärts der Burg, noch unter ihrem Schutze, lagen einige Hütten. Dorthin wandte der Fremde jetzt seinen Fuß, statt sich dem Zugange zum Schlosse und der Zugbrücke zu nähern und Einlaß zu fordern.

Ein junges Mädchen, das er dort stehen sah, lief bei seinem Anblick davon, er klopfte vergebens an die niedrige Thür der ersten Hütte, und als sie dem Drucke seiner starken Hand wich, fand er die Stube leer. Nach vielem Rufen kam endlich ein alter Mann zum Vorschein, der ihn verdrießlich und mit einiger Scheu nach seinem Begehren fragte.

„Weißt Du, ob die edle Frau Schott auf dem Schlosse ist?“ entgegnete der Fremde.

Der Bauer bejahte es, war jedoch sehr betroffen, als ihm Jener zumuthete, hinauf zu gehen und der edlen Frau zu sagen, daß Jemand sie unten in wichtigen Dingen zu sprechen begehre und sie dazu herab kommen möge. Er starrte den gemeinen Kriegsknecht an, als ob er glaubte, daß dieser von Sinnen sei, einer vornehmen Frau solches Verlangen zu stellen. Da zog der Fremde aus seinem

ledernen Beutel einen Ring hervor und überreichte ihn dem Bauer. „Den gieb der edlen Frau, so wird sie kommen," sagte er. „Ich trete dort unter die Bäume, da wird sie mich finden."

„Aber, Herr," entgegnete der Bauer, welchem die Sache immer bedenklicher vorkam, „soll ich Euch nicht lieber selbst auf das Schloß bringen, damit Ihr der edlen Frau gleich den Ring geben könnt? Das wäre doch besser."

„Thu' wie ich Dir befohlen habe!" herrschte ihn der Fremde mit einem Blicke zu, vor welchem dem Alten der Muth zu weiterer Einrede verging. Er machte sich denn gleich auf den Weg, nicht ohne Besorgniß, den gefährlichen Gast hier bei der Hütte zurückzulassen, zu deren Bewachung eben Niemand da war, als seine furchtsame Tochter. Indessen beruhigte er sich beim Anblicke des Pfandes, das ihm der Mann gegeben hatte und das er auf seinem kurzen Gange zur Höhe, welche sich hier sanft erhebt, aufmerksam betrachtete. Es war ein goldener Reif, in welchem, wie ein Blutstropfen, ein dunkelrother Stein gefaßt war.

Friedliche Zeiten, wie sie jetzt das Land genoß, erlaubten, daß die Zugbrücke des Schlosses bei Tage herabgelassen war und nur beim Eintritt der Dunkelheit aufgezogen wurde. Der Bote konnte

also gleich zum Thore gelangen, das freilich verschlossen war, aber auf das Klopfen mit dem Thorhammer ohne Anstand sich ihm öffnete. Er fragte den Wächter, der ihn eingelassen hatte, nach der Frau Schott, an welche er etwas zu bestellen habe. Der Wächter hieß ihn, da ihm die Bestellung nicht, wie er sich erbot, anvertraut wurde, im Hofe warten und ging durch die gewölbte Halle nach dem Herrengebäude, um die Dame zu benachrichtigen. Nicht lange währte es, so erhielt der Bauer Befehl, zu Frau Schott zu kommen. Er hatte sie wohl oft gesehen, da sie schon seit vielen Jahren im Schlosse ihren Aufenthalt genommen hatte, den sie nur gelegentlich für längere oder kürzere Zeit mit einem andern vertauschte, aber in ihre unmittelbare Nähe kam selbst von den Schloßleuten so leicht Niemand, und dem Bauer, wie alt er auch war, klopfte das Herz, als er die Stiege hinauf und durch einen langen, dunkeln Gang geführt wurde, um vor das Angesicht der stolzen Frau zu treten.

Sie stand mitten in dem kleinen Gemach, dessen Pforte sich jetzt vor ihm öffnete. Er blieb demüthig auf der Schwelle, den geschorenen Kopf gesenkt, die Kappe in der Hand. „Was willst Du?“ fragte die Dame mit strengem Tone. Er

wagte es, sein Auge zu der hohen, schwarz geklei-deten Gestalt zu erheben, und hielt ihr den gold-nen Ring, der ihm anvertraut worden war, ent-gegen. „Was hast Du da? Komm näher!“ befahl sie — als sie aber den Ring verwundert aus seiner unsichern Hand genommen hatte, ließ sie einen tiefen, hastigen Athemzug, wie vor Ueber-raschung und Schreck hören, und betrachtete den Ring in augenscheinlich großer Bewegung von allen Seiten. Es war für sie kein Zweifel möglich.

„Wo hast Du den Ring her?“ fragte sie, und ihre Stimme bebte jetzt.

„Ein Mann hat ihn mir gegeben, der unten bei meinem Hause wartet. Er läßt die edle Frau bitten, herab zu kommen, da er Ihr wichtige Dinge zu sagen habe.“ So der Bauer mit wachsender Zuversicht.

„Ich komme!“ sagte Frau Schott und warf den schwarzen Schleier, der neben ihr auf einem Sessel lag, über ihr Haupt. „Bringe mich zu ihm.“ Ohne den Leuten, welche sie zufällig auf der Stiege oder am Thore begegnete, ein Wort der Erklärung zu sagen, verließ sie mit dem alten Manne, der ihr in einiger Entfernung folgte, das Schloß, und erst, nachdem sie die Brücke über-schritten hatte, winkte sie ihn an ihre Seite.

„Beschreibe mir den Mann, der Dich geschickt hat," befahl sie. Er that es, so weit er konnte, aber er mochte ihr doch kein deutliches Bild geben, denn sie winkte ihm bald unwillig zu schweigen und setzte den Weg rascher fort.

„Dort unter den Bäumen wollte er warten," sagte der Bauer demüthig.

Eine-Gruppe von alten Buchen stand dort und bedeckte mit ihren weitragenden, fast bis auf die Erde reichenden Zweigen eine Strecke Land; es war eine Stätte, wie geschaffen zu einem verborgenen Hinterhalt. Frau Schott winkte dem alten Manne, daß er zurückbleiben solle und sein Geschäft nun abgethan sei. Er gehorchte und sah ihr nach, wie sie furchtlos dem Laubwalde nahte, hinter welchem der fremde Kriegsgesell, der sie mit so unerhörter Dreistigkeit herbeschieden hatte, ihrer harrte. Was hatte er ihr zu sagen?

Zweites Kapitel.

Im dichten Buchenschatten hatte sich der fremde Mann, welcher der Frau Schott eine so seltsame Botschaft geschickt hatte, auf den grünen, kühlen Rasen gestreckt, und es schien, als sei er, von der Wanderung ermüdet, eingeschlafen, denn er hatte die Augen geschlossen und athmete tief und schwer. Sobald aber der Tritt der Frau sich nahte und ihr Gewand an den niedrig hängenden Zweigen rauschte, sprang er schnell auf die Füße und sah ihr, eine Hand auf die Brust gepreßt, entgegen. In ein schwarzes, faltiges Kleid gehüllt, nur um den Hals einen schmucklosen, schneeweißen Kragen, das Antlitz mit dem schwarzen Schleier bedeckt, der von ihrem Haupte herniederwallte, so trat

feierlich und düster die hohe Gestalt in den freien Raum zwischen den Bäumen.

Der Fremde erbebte bei ihrem Anblick, er that ihr ein Paar Schritte entgegen und fiel ihr dann plötzlich zu Füßen. Sie trat zurück und hob abwehrend die Hand unter dem Schleier auf.

„Wer seid Ihr?“ fragte sie. „Was wollt Ihr von mir?“

„Kennt mich die eigene Mutter nicht mehr?“ rief er mit bewegtem Tone.

Sie erschrack heftig, sie schlug unwillkührlich den Schleier zurück, damit sie seine Gesichtszüge besser sehen könne. Und wie er sein großes, schwarzes Auge flehend zu ihr aufhob, da erkannte sie ihn erst. „Conrad, mein armer Conrad!“ rief sie und umschlang seinen Hals und legte sein Haupt an ihre Mutterbrust, wie sie einst gethan, als dies schon ergrauende Haupt noch das eines schuldlosen Kindes gewesen war, das an ihrem Busen friedlich gebettet lag. In diesem Augenblick war für Beide Alles vergessen, was die Zeit über sie gebracht hatte, seit sie sich zum letzten Male gesehen; sie fühlten nur die Macht der gegenwärtigen Stunde. Aber der Sohn erwachte zuerst zum schreckenden Bewußtsein, er löste sich sanft aus den Armen seiner Mutter und betrachtete sie

mit einem langen, staunenden Blicke. Was hatte der Gram in diesem Antlitze, das so blühend und schön in seiner Erinnerung lebte, für eine Verheerung angerichtet! Das edle Oval, das einst einen Maler begeistert hatte, ihr Bild heimlich für eine Mutter Gottes auf die Leinwand zu bringen, hatte sich durch die eingefallenen Wangen in die Länge gezogen, diese Wangen waren bleich geworden, die fieberische Glut, mit welcher sie der Moment des Wiedersehens flüchtig gefärbt hatte, war schnell genug wieder der geisterhaften Blässe gewichen, — die Lippen, schmal und fein, bedeckten kaum die noch immer blendend weißen Zähne, und der einst so wohlthuende Strahl ihres Auges hatte sich in ein unheimliches Feuer verwandelt. In ihrer fast klösterlichen Tracht mit schneeweißem Haar, das unter dem Schleier schimmerte, stand sie vor dem Sohne, wie das vollendete Bild des schrecklichen Schicksals, das ihr ganzes Lebensglück gebrochen hatte.

Aber sie hatte auch Ursache, die Mutter, von dem Anblicke ihres Sohnes erschüttert zu sein. Was war aus ihm geworden, seit er, ein Knabe von fünfzehn Jahren, nach dem Tode seines Vaters sich von ihr losgerissen hatte, um, von Rachedurst erfüllt, in die weite Welt zu stürmen. Jetzt stand

er vor ihr, ein Mann, der Reif des Alters durchzog schon in einzelnen Silberfäden sein dunkles Haar, und er hatte doch die Mitte der Vierzig noch nicht überschritten, — in seinem Gesicht zeigte sich keine Spur der Schönheit mehr, die ihn einst zu ihrem Lieblinge gemacht hatte, es trug die Narben einer überstandenen Blatternkrankheit, und der wilde, schwarze Bart hatte es selbst dem Mutterauge ganz unkenntlich erscheinen lassen. Nur sein Blick, als er ihn wie in alten Tagen zu ihr aufschlug, wenn er von ihr Trost oder Hülfe erwartete, hatte ihr Herz getroffen, daß sie ihn wieder erkannte. Wie fand sie ihn auch sonst! Nicht mit Ehren geschmückt, mit dem Kranze hoher Thaten, vielmehr in niederer Knechtsgestalt, heimkehrend wie ein verlorener Sohn, — ach, sie hatte ihn ja auch längst verloren gegeben und beweint, wie ihr Herz sich auch von dem Andern, hier aber thränenlos, abgewandt hatte.

„Von wannen kommst Du, Conrad?“ fragte sie, ihn mit einem tiefen Mitleid betrachtend.

„Weither, Mutter! Ich mußte Dich noch einmal sehen, mich trieb es her, als hörte ich täglich Deine Stimme, die mich rief.“

„Und was hast Du getrieben so lange Jahre?“

„Krieg, immer Krieg! Vom ersten Tage an!“

erwiederte er mit einem wilden Ausbruche des Feuers, das in seiner Brust, wie in einem Vulcan, wohl zeitweise verborgen glimmte, aber niemals erloschen war.

„Und willst Du nun bei mir bleiben, Conrad?" fragte sie sanft.

Er sah vor sich nieder und zögerte eine Weile mit der Antwort. Dann entgegnete er: „Wünschest Du das, Mutter?" Und ehe sie noch die verfängliche Frage durch ein Ja, vielleicht nicht aus ihrem Herzen, beantworten konnte, fuhr er rasch fort: „Es kann Dein Wunsch nicht sein! Für mich ist kein Platz mehr hier, es wäre, als fände sich ein Längstgestorbener wieder ein, der findet auch keine Stelle mehr und würde nur Alles verwirren, was seitdem neu geordnet ist. Sieh mich an, Mutter! Würdest Du nur gewünscht haben, daß ich gerade zu Dir auf das Schloß gekommen wäre und als Dein Sohn Conrad Einlaß begehrt hätte?"

„Viel tapfere Männer von Adel sind aus fremdem Kriegsdienst in schlimmerer Gestalt heimgekehrt," erwiederte sie. „Wenn Du bei Deiner Mutter bleiben willst, so wird sie schon dafür sorgen, daß Dir der Empfang wird, der Dir gebührt. Wir haben uns so lange nicht gesehen,

mein Sohn, ich will doch hören, wie es Dir ergangen ist und mit Dir berathen, was für die Zukunft zu thun ist. Noch liegt auf mir eine schwere Last — — Du kannst sie wohl von meinem Herzen nehmen!" Sie blickte dabei den Sohn durchdringend an, ihre Stimme hatte einen grellen Metallklang gewonnen, der auf einen tiefern Sinn ihrer Worte, als den ihres Harmes, schließen ließ.

„Kann ich Dir irgend helfen, Mutter, befiehl über mich!" sagte Conrad.

Sie nahm seine Hand gleichsam zum Pfande. „Wir haben soviel mit einander zu sprechen!" sagte sie dann. „Dazu gehören wohl Tage, nicht Stunden, und hier ist der Ort nicht dazu. Willst Du mit hinauf kommen. Mein Bruder Balthasar ist nicht daheim, er ist nach Bayreuth geritten, wohin der Hauptmann auf dem Gebirg einige der Aeltesten von den Ständen zu einer Berathung eingeladen hat. Nur wir Frauen sind auf dem Schlosse allein, — ich kann Dich wohl einführen."

„Ist mein Bruder Wolf nicht bei Dir? Er lebt doch noch?" fragte Conrad.

„Was kannst Du von ihm wissen!" entgegnete die Mutter, welche bei der Nennung ihres zweiten Sohnes verwundert und nicht eben freundlich

auf Conrad geblickt hatte. „Als Du fortgingst, konnte er kaum die ersten Worte reden."

„Und doch weiß ich von ihm und kann mich des kleinen, herzigen Buben wohl erinnern, wie er an Deiner Hand im großen Saale gehen lernte — und der Vater —"

„Davon sprich mir nicht!" rief die alte Frau mit Heftigkeit. „Du bohrst mir ein Messer in das Herz! Von Deinem Vater sprich mir jetzt nicht, wo ich Dich, den Vertriebenen, in Knechtsgestalt vor mir sehe, der Du in Deinem Rechte wärest, wenn — Ein Andermal, mein Sohn, ein Andermal laß uns davon reden. Die Stunde wird kommen, wo ich Dich an das Versprechen erinnern werde, das Du mir gegeben hast. — Dein Bruder," setzte sie kurz hinzu, „ist nicht bei mir, er dient dem Markgrafen."

„Dem Markgrafen?" rief Conrad betroffen. „Das ist nicht möglich! Welchem Markgrafen?"

„Nun, wem anders, als dem zu Ober-Franken, dem Jüngsten des vieledlen Hauses Brandenburg, den sie jetzt Alcibiades nennen!" erwiederte Frau von Schott mit schneidendem Hohne. „Vielleicht meinst Du, es gebe im heiligen römischen Reiche viel andere Markgrafen, und wenn es durchaus ein Brandenburger sein müsse, auch davon

mehr als Einen, warum gerade dem Sohne des harten Casimir? Du mußt Deinen Bruder Wolf fragen, warum er ihm dient, ich weiß es nicht."

„Ich werde ihn fragen!" sagte Conrad mit drohendem Tone. „Gieb mir den Ring wieder, den ich Dir sandte, Mutter. Den Ring will ich ihm vor die Augen halten und ihn fragen, was der blutrothe Stein zu bedeuten hat, und wenn er das nicht weiß, soll er hören, daß es ein Pfand der Rache ist bis in das siebente Glied."

Da schlang die Mutter von Neuem ihren Arm um den Sohn und küßte ihn. Sie wußte nun, daß er ihr in mehr als einer Hinsicht wiedergeschenkt war. „Komm mit mir!" sagte sie dann. „Ich werde mich Deiner nicht schämen, Du trägst ja doch noch das Schwert eines freien Mannes an Deiner Seite, das Du sicherlich mit Ehren geführt hast."

„Nein, Mutter," versetzte er. „Dort hinauf — nimmermehr! Ich habe auf keinem Schlosse mehr etwas zu suchen —" hier traf ihn seiner Mutter prüfender Blick und er wandte sein Auge, als könne er ihn nicht ertragen, zur Seite. „Dem Herrn Oheim dort mag ich nicht begegnen, und seiner Frau gar nicht, — behagt's der Frau Mutter bei ihnen, so hab' ich nichts drein zu reden.

Ich suchte Dich in Waischenfeld, aber unten im Toos sagten sie mir, daß Du hier wohntest, manchmal auch in Tüchersfeld; — der Oheim Sebald lebt also noch. Ich bin heimgekehrt," — fuhr er mit gerunzelter Stirn fort, weil er fühlte, daß der Mutter Blick fest auf ihm ruhte, als wolle sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen, — „ich bin nur heimgekehrt, um Dich nach so langer Zeit wieder zu sehen, Dich zu fragen, ob Du endlich Ruhe gefunden hast, und Dich um etwas zu bitten, was mir gefehlt hat auf allen meinen Wegen —"

„Was ist das, mein Sohn?" fragte sie, von dem weichern Tone, mit welchem er diese Worte sprach, ergriffen.

„Um Deinen Segen, Mutter!" sagte er, indem er das Haupt senkte.

Da bebte sie in ihrer ganzen Gestalt und streckte die Hände aus, um sie auf sein Haupt zu legen. Aber plötzlich, von einem Grauen befallen, das wie eine höhere Macht über sie kam, rief sie schmerzlich: „O mein Sohn! Wie kann ich Dir Segen geben, der mir selbst fehlt! Mein Segen in dieser Stunde, mit den Gedanken, die mich jetzt erfüllen, — o komm hinweg, mein Sohn!

Du weißt, daß ich Dich liebe, wie nur eine Mutter lieben kann, damit sei zufrieden."

„Auf das Schloß kann ich nicht mit Dir gehen," erwiederte er, von ihrem Versagen eisig berührt. „Willst Du nicht hier länger bei mir verweilen, um den Leuten keine Ursache zu unnützem Geschwätz zu geben, so laß uns scheiden. Ich habe Dich wiedergesehen, ich weiß, daß die innere Angst, die mich heimtrieb, nur ein falscher Spuk gewesen, — Du hast erfahren, daß ich noch lebe und mich weiter durch die Welt schlagen werde, wie ich angefangen habe."

„Aber ich habe so viel noch mit Dir zu sprechen, mein Conrad!" rief die Mutter, ihrem natürlichen Gefühl wiedergegeben. „Wenn nicht hier, so komm auf den Kohlstein in Tüchersfeld, da wohnt noch der alte gute Sebald, dessen Du Dich schon erinnertest? Er hatte Dich so lieb und Du warst immer so gern mit dem lustigen Ohm zusammen."

„Das ist wahr," entgegnete Conrad und ein Strahl von Heiterkeit erwachte in seinem Auge. „Aber zu ihm kann ich doch nicht kommen, ich habe Dir gesagt, Mutter, daß ich auf keinem Schlosse mehr etwas zu schaffen habe —"

Hier bannte ihr Auge das seinige wie mit

Zaubergewalt, er mußte ihr Stand halten. „Was meinst Du damit?“ fragte sie. „Läugne mir's nicht, Du hast dabei einen schlimmen Gedanken! Willst Du mir das läugnen?“

Ihre Stimme klang so gebieterisch, ihr Blick machte sich ihm geistig überlegen unerträglich und weckte in ihm den Trotz, das ureigenste Merkmal seiner Sinnesart. „Du verlangst es zu wissen? Auf Deine Gefahr denn!“ rief er.

„Ich will es wissen! Rede!“ sprach sie.

„Nun, so wisse, daß ich die Brandfackel und das Mordschwert in hundert Schlösser getragen habe!“ entgegnete er mit wild aufleuchtendem Angesicht. „Ich bin mit in Rabeneck gewesen, ich habe Rabenstein gestürmt, — an Florian Geyer's Seite habe ich gekämpft und geblutet! Verlangst Du noch mehr zu hören?“ Aber in diesem Moment der höchsten Aufregung, einer Gereiztheit, wie er sie seit langer Zeit nicht gefühlt, und nun durch eins jener unergründlichen Räthsel der Menschenbrust gerade gegen die Einzige auf der Welt, die er noch liebte, fühlen mußte, wurde er wie von einem Wetterschlage betroffen, als er sah, welchen Eindruck sein wildes Geständniß gemacht hatte. Die Mutter sah ihn erst zornig an, als glaube sie an einen rohen Scherz von seiner Seite,

als sie aber die furchtbare Wahrheit in seinen Worten inne wurde, da verdunkelte sich ihr Blick, die Sinne vergingen ihr, es war, als greife der Wahnsinn in ihr Hirn, und sie schwankte, todtenbleich, von aller Kraft verlassen, so daß sie zu Boden gesunken wäre, wenn Conrad sie nicht schnell in seinen Armen aufgefangen hätte. Von Reue und Angst erfaßt, rief er sie mit den süßesten Namen und küßte ihren bleichen Mund — was sollte er thun, wie sollte er ihr Hülfe schaffen? Aber sie erholte sich schon wieder, wunderbar schnell hatte sie den Moment der Schwäche überwunden, und das erste Wort, das sie sprach, als sie die Augen aufschlug, war mehr geeignet, ihn bis in das Mark zu erschüttern, als wenn sie ihm die strengsten Vorwürfe gemacht hätte.

„Mein armer, armer Sohn!“ sagte sie mit leiser Stimme, aber mit dem Tone der innigsten, schmerzlichsten Mutterliebe. — Er warf sich ihr zum zweiten Male zu Füßen und flehte sie um Verzeihung.

„Ich weiß, ich weiß ja, was Dich in Verzweiflung hinausgetrieben hat,“ sagte sie tief bewegt und hob ihn auf. „Du hast Deiner Mutter auch das Schlimmste nicht verschweigen wollen, — ich habe viel getragen in meinem Leben und

bin stark genug, auch das zu tragen. Du sollst mir mehr erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Wo gedenkst Du zu bleiben, da Du nicht mit mir kommen willst? Wo meinst Du, daß wir uns ungestört sprechen können?"

„Kennst Du die Wirthin im Toos?" fragte Conrad. „Bei ihr ist ein Knecht, den mein Vater einst freigegeben hat, — weißt Du davon? Der würde wohl den Sohn des Herrn Cunz nicht verrathen, und bei der Wirthin wüßte ich vielleicht auch ein Mittel, daß sie mir Herberge gewährte, und keinem Menschen davon sagte."

„Die Frau kenne ich wohl," erwiederte die Mutter. „Sie ist brav und klug, hält ihr Haus gut in Ordnung und hat, so einsam sie wohnt als Wittwe, und so schlimme Gesellen zuweilen des Weges kommen, von keinem Menschen etwas zu befürchten, denn sie weiß Jeden in Respect zu halten. Den Jakob, ihren Knecht, kenne ich freilich auch, mein Sohn, denn ich bin es gewesen, der Deinen Vater gebeten hat, ihn frei zu geben, — damit er sich retten konnte vor unverdienter Strafe — —" hier hielt die bleiche Frau inne, von traurigen Erinnerungen überwältigt, aber sie faßte sich wiederum bald mit der Geisteskraft, die ihr eigen war und sprach: „Das erzähle ich Dir

ein ander Mal! Wohl ist der Jakob Deinem Hause treu, und wenn er nicht bei mir ist, sondern bei der Tooswirthin dient, so hat das seine Gründe, die nicht zu ändern sind. Geh also getröst zum Toos zurück und bitte Frau Marthe, daß sie Dich um meinetwillen aufnehme. Morgen komme ich zu Dir, und wir wollen dann unsere Herzen gegen einander erleichtern, auch überlegen, was für Dich weiter zu thun ist."

„Gieb mir den Ring zurück, Mutter!" bat er.

Sie zog ihn aus ihrem Brusttuche, wo sie ihn verborgen hatte, und reichte ihn stumm dem Sohne, der ihn an seine Lippen drückte und dann wiederum zu sich steckte. „Willst Du dort hinauf gehen und dann den Pfad einschlagen, der in den Büschen entlang führt," sagte sie, „so vermeidest Du die offene Fläche, wo Du vom Schlosse aus gesehen werden könntest." —

„Frau Brigitte ist daheim, sagtest Du, — sie bewacht das Haus, wie gewöhnlich? — wie sie schon immer gethan, mit Falkenaugen!"

„Sie und ihre Töchter sind daheim," antwortete Frau Schott, ohne auf den Sinn seiner Rede zu achten. „Du willst Niemand hier vor Augen kommen, so nimm den Weg, den ich Dir gerathen habe. Mit dem alten Manne, den Du mir

geschickt hast, werde ich reden. Behüte Dich Gott, mein Sohn!" und noch einmal setzte sie, als er stumm ihre Hand küßte, hinzu: „Gott behüte Dich!"

So trennten sich Beide mit tief bewegter Seele, — Conrad folgte dem Pfade, den ihm die Mutter angegeben hatte, und entschwand gleich unter dem Buchengezweig ihren Augen, die sich im Nachschauen jetzt mit den bittersten Thränen füllten. So lange hatte sie Kraft gehabt, dieselben zurückzuhalten, nun aber, wo nur Gott sie sah, flossen sie ungehemmt. Es bedurfte einer geraumen Weile, ehe sich Frau Schott so weit fassen konnte, um selbst unter dem niedergeschlagenen Schleier, der mit seinen schwarzen Falten den Ausdruck ihrer Züge verhüllte, einem Menschen zu begegnen und mit ihm zu sprechen, — der bebende Laut ihrer Stimme drohte sie auch dann noch zu verrathen, als sie dem alten Bauer im Vorübergehen an seiner Hütte irgend einen unbedeutenden Auftrag gab und dabei, wie zufällig, auch eine Erklärung über den fremden Kriegsmann, der ihr einen Ring und eine Botschaft von ihrem Sohne gebracht. Sie sagte ihm damit die Wahrheit, nur konnte der Alte an keinen Andern denken, als an ihren Sohn Wolf, der mit dem Markgrafen Albrecht,

wie unter den Leuten allgemein bekannt war, zu Felde lag.

Schwieriger war es, auf dem Schlosse den rechten Ausweg zu finden. Conrad hatte ganz recht, Frau Brigitte, ihre Muhme, besaß Falkenaugen, vor denen so leicht nichts, was sich in ihrer Nähe zutrug, verborgen blieb: seltsam, daß er sich ihrer, welche damals doch eine blutjunge Frau gewesen, noch erinnerte! Frau Schott zog es vor, bei der Rückkehr in das Schloß zuerst sich in ihr Gemach zu begeben, das abgesondert in einem der Eckthürme lag, und die Aussicht in das enge Felsenthal bot, welches auf jener Seite sich schroff von dem Schloßberge in Klippenabsätzen niedersenkt. Ihre Verwandten waren gewohnt, daß sie oft Tage lang einsam in ihrer Zelle verweilte, und auch die Dienste einer Magd nicht weiter begehrte, als daß sie ihr das Essen zutrug. So konnte sie auch heut ungestört und unbeobachtet bleiben und ihren Entschluß, morgen Rabenstein auf einige Tage zu verlassen, vorbereiten. Es traf sich gut, daß sie schon davon gesprochen hatte, die Verwandten auf dem kleinen Felsenneste, inmitten des Dorfes Tüchersfeld gelegen, wieder einmal zu besuchen: der gute, lustige Sebald, wie sie ihn nannte, hatte bereits durch einen

Boten anfragen lassen, ob sie ihn und seine Hausobrigkeit, nämlich seine Frau, ganz vergessen habe. So konnte sie, ohne ein besonderes Aufsehen zu erregen, noch heut Abend, wenn sie mit ihrer Muhme Brigitte zusammen kam, erklären, daß sie morgen endlich nach dem Kohlstein — so hieß das kleine Haus auf dem Doppelfelsen in Tüchersfeld — fahren wolle, und es kam nur darauf an, das Gefährt schon vom Tooswirthshause wieder zurück zu schicken: auch dazu mußte sich eine annehmbare Erklärung finden. Alle diese Erwägungen beschäftigten sie nur obenhin, — ihre ganze Seele war mit dem Bilde ihres unglücklichen Sohnes erfüllt, den sie schon als längst gestorben beweint, und nun in so erschütternder Weise wieder gesehen hatte! Sechs und zwanzig Jahre waren über ihrem Haupte dahin gerollt, seit der Tod seines Vaters ihn voll Racheburst, den er, der Knabe, an dem Fürsten, seinem Herrn, doch nicht stillen konnte, heimlich in die Fremde hinaus getrieben! Die unglückliche Mutter war durch den furchtbaren Schlag noch betäubt gewesen, welchen sie vielleicht hätte abwenden können, wenn sie den Einfluß auf ihren Gatten, den sie doch besaß, nicht leichtsinnig unbenutzt gelassen, sondern dazu benutzt hätte, ihn von seinem wilden, gewalt-

thätigen Treiben zum Guten zu lenken. Da hatte sie der neue Verlust getroffen, der Verlust ihres Lieblings, — sie hatte sich mehr um ihn gegrämt, als um den Gatten, vor welchem sie doch immer eine Scheu gehabt, die nur zu sehr gerechtfertigt war. Wohin der unbesonnene Knabe gegangen war, hatte sie nie erfahren können, hinter ihm war jede Spur verloren gewesen. Bald nach seiner Entweichung, kaum ein Jahr darauf, war der Sturm des Bauernkrieges auch über das Land auf dem Gebirge hereingebrochen, und die verlassene Frau hatte sich vor demselben mit ihrem jüngsten Knaben nach Sachsen geflüchtet, bis die Ruhe wiederhergestellt war und ihr die Rückkehr in die Heimath erlaubt hatte. Wenn ihr damals der furchtbare Gedanke gekommen wäre, daß ihr Conrad mit unter den wilden Horden sei, welche alle Gräuel der Verwüstung über die Sitze des Adels und die friedlichen Unterthanen des Krummstabes brachten! Und sein eigener Mund hatte es ihr heut gestanden! Schaudernd wiederholte sie sich die Worte, die er ihr schonungslos gesagt hatte, — sie ahnte dunkel, was ihn wohl einst dazu hingerissen haben konnte, sich häuptlings in die Wogen des Aufruhrs zu stürzen, der alle Schlösser und Klöster zu vernichten drohte; er hatte

sich ausgestoßen, geächtet gefühlt, vielleicht auf diese Weise sich auch an Dem zu rächen gehofft, der seinen Vater ihm geraubt hatte. Aber es blieb darum doch für die Mutter ein schreckliches Licht, das auf die Vergangenheit ihres Lieblings fiel. Jahre lang hatte sie gehofft, daß er mit schimmernden Ehren geschmückt eines Tages heimkehren werde, um die Schmach seines Vaters in Vergessenheit zu bringen, und nun mußte sie ihn wiedersehen in ärmlicher Knechtsgestalt, mit früh ergrautem Haar, gebeugt von vieljähriger Mühsal, und vielleicht auch von der Wucht böser Erinnerungen!

Die alte Frau saß in ihrem hohen Sessel am Thurmfenster, unter welchem die grauen Felswände sich zum Thal abstuften, sie hatte das Haupt in die Hand gestützt und blickte trüb hinaus — ihr war, als liege draußen ein düsterer Flor über der sonnenhellen Gegend, als dunkle es im Gemach um sie her. Da öffnete sich hinter ihr leise die Thür, und wie sie sich von dem Geräusch aus ihren öden Gedanken aufgeschreckt umwandte, konnte sie wohl einen Moment an die Erscheinung eines lichten, Trost bringenden Engels glauben. Ein inniges, tiefblaues Augenpaar sah ihr mit unschuldigem Blick entgegen, dies liebliche, zartgefärbte

Antlitz, der Locken reines Gold — o, es wäre der einsamen Frau in der Stimmung ihrer Seele nicht überraschend gewesen, wenn das schöne Wesen, das auf der Schwelle stand, urplötzlich aus seinen zarten Schultern Engelschwingen entfaltet und ihr mit der Palme des Friedens zum schmerzlosen Abschiede von der Erde, von all' ihrem Grame gewinkt hätte. Aber sie kam schnell zur Besinnung und in die Wirklichkeit zurück, und fragte mit ruhiger Stimme: „Was willst Du, Agnes?"

„Ich will Euch holen, Base Judith," antwortete das junge Mädchen, das nun zuversichtlich eintrat. Frau Judith war nicht immer in guter Laune, wenn sie in ihrem Gemach aufgesucht wurde, und selbst Agnes, wiewohl sie dieser von allen Schloßbewohnern am gütigsten gesinnt war, konnte einer herben Begegnung nicht entgehen, wenn sie ihr gerade ungelegen kam. Heut aber schien das nicht der Fall und sie durfte daher schon etwas wagen.

„Die Mutter wartet auf Euch mit dem Essen — sie hat Euch von Eurem Gange zurückkommen sehen und geglaubt, Ihr würdet nicht so lange oben bleiben. Kommt, gute Base, die Mutter läßt Euch schön bitten."

„Schick' mir nur Suppe herauf, mehr brauch'

ich nicht. Ich will hier essen," erwiederte Judith auf die freundliche Rede ihrer Nichte.

„Aber die Mutter bittet so schön —"

„Hat sie mich gesehen?" fragte Frau Judith scharf. „Nicht wahr, und sie weiß auch, wo ich gewesen bin?"

„Der Schloßbauer hat Euch geholt, seine Frau wird wieder krank sein," sprach Agnes die Meinung ihrer Mutter aus. „Kommt nur, es ist auch ein Bote von meinem Vater gekommen, während Ihr fort waret, und hat einen Brief gebracht, daß er morgen noch nicht heimkehrt und — noch mehr, was Euch die Mutter selbst erzählen will."

„Du weißt es auch," entgegnete Frau von Schott, „läugne mir's nicht." Ihr Auge richtete sich fest auf das junge Mädchen, das vor diesem Blicke erröthete und in eine liebliche Verwirrung gerieth. „Sprich nur aus, was Dir auf dem Herzen liegt," fuhr die alte Dame, welcher diese Zeichen nicht entgingen, freundlicher fort.

Da wurde die Rosenglut auf Agnes' Wangen tiefer und sie erwiederte: „Ich darf nicht —"

„Du darfst nicht? Ist es denn etwas so Gefährliches? Hat es Dir die Mutter ausdrücklich verboten?"

„Ausdrücklich verboten schon nicht, Base Ju-

dith —" sagte Agnes mit steigender Befangenheit, wobei doch das freundlichste Lächeln ihr Antlitz verklärte und ihr Auge sich mit einer gewissen Schalkheit zu dem ihrer Verwandten erhob. „Aber die Mutter will Dir die Freude selbst machen, hat sie gesagt, und da will ich doch nichts ausplaudern —"

„Mir eine Freude!" versetzte Frau von Schott mit einem plötzlichen Uebergange zu schneidender Bitterkeit, welche Agnes erschreckte und ihr Herz, das so voll war und ihr des Aussprechens bedürftig entgegen schlug, verletzte. Sie ahnte freilich nicht welche Erinnerung an Jüngstverlebtes diese Wandlung hervorgerufen hatte. Frau Judith bedeckte einen Moment ihre Augen, welche sie verrathen wollten, mit der Hand, als habe sie Kopfweh, dann sagte sie wieder milder: „Du bist ein gutes, herziges Kind, Agnes. Ich habe wenig Freuden mehr auf der Welt zu erwarten, darum wunderte es mich, daß Du mir eine Freude verkündigtest. Weil du aber so geheim thust, will ich sie jetzt nicht wissen, und kann schon warten, bis ich Deine Mutter sehe. Schick' mir die Suppe."

„Nun, Base Judith, wenn ich Dir sage, daß mein Vater dem Markgrafen entgegen geritten ist?"

Frau Schott blickte das junge Mädchen verwundert, aber kalt an. „Soll ich mich etwa auf den Markgrafen freuen?“ entgegnete sie.

„Nein — das nicht. Was ginge uns der Markgraf an, der nur wie ein Gast auf seine Plassenburg kommt und wieder davon reitet, ehe ihn ein Mensch im Lande gesehen hat? Aber, Base Judith, der Vater hat noch mehr geschrieben —“

Auf einmal schien der alten Dame das Verständniß aufzugehen, in ihren scharfen Zügen machte sich eine Ueberraschung bemerkbar, welche sie auch gar nicht zu verbergen strebte, da ihr das unschuldige Kind keine gefährliche Beobachterin schien, wie es freilich ihre Mutter war. „Ich sehe schon,“ erwiederte sie, „wenn Dir das Geheimniß, das Du mir doch nicht erzählen darfst, nicht das Herz abdrücken soll, muß ich kommen.“ Sie folgte auch sogleich, ohne die erfreute Agnes weiter durch ihre prüfenden Blicke in Verlegenheit zu setzen, die enge Stiege hinab, welche sie in das Zimmer führte, wo sie von der Schloßherrin, ihrer Schwägerin, mit Ungeduld erwartet wurde.

Frau von Rabenstein war allerdings viel jünger, als ihre Muhme, aber auch in jeder Beziehung ein anderes Wesen, als sie. Das Leben hatte

sie an der Seite eines Gemahls, der zwar an Jahren kaum zu ihr paßte, aber sie wahrhaft glücklich machte, vor allen trüben Erfahrungen bewahrt, sie gehörte zu den wenigen Glücklichen, welche nur auf Blumenpfaden, unter einem ewig wolkenleeren Himmel gewandelt sind, darum war auch ihre Stirn immer faltenlos, ihre Wange blühend und frisch, ihr Auge hell, wie einst in ihren Mädchentagen. Daß dies Auge einen ungewöhnlich klaren Blick besaß und ihm so leicht nichts entging, was sich in seinem Bereiche zutrug, daß sie einen lebhaften Antheil an Allem nahm, was ihre Umgebung und selbst entfernte Bekannte betraf, war vielleicht Manchem, der sich nicht gern beobachten ließ, unbequem, aber wohl Niemand konnte von ihr sagen, daß sie Böses von ihren Nächsten sprach oder ihnen Böses wünschte, es war eben nur harmlose Neugier und ein ungemein lebhaftes Temperament, die sie dazu trieben, sich mehr um die Welt zu kümmern, in welcher sie einst als Mädchen ungetheilte Liebe und Aufmerksamkeit genossen hatte.

„Nun, Judith, Du willst Dich gar nicht mehr blicken lassen?“ rief sie, als endlich ihre Verwandte mit Agnes eintrat. „Meinst Du, es sei heut Fasttag? Die Suppe wird anbrennen und der Braten auch — geh’, Adelheid,“ gebot sie ihrer

ältesten Tochter, welche mit ihrer Arbeit beschäftigt neben ihr saß, „es soll aufgetragen werden.“

Adelheid, mit einem freundlichen Blick auf die Schwester ihres Vaters, ging hinaus, und Frau Schott, ohne sich viel zu entschuldigen, fragte gleich nach der Botschaft, die von ihrem Bruder eingetroffen sei, und mit welcher Agnes sehr geheimnißvoll gethan habe. — „Ja, Schwägerin, er kommt heut und morgen noch nicht heim,“ antwortete die Hausfrau lächelnd, „ich muß mich schon getrösten. Dafür bringt er uns aber einen lang entbehrten Gast mit, — Du sollst rathen, wen?“

„Ich rathe schlecht, Brigitte, und habe auch für mich keinen Gast zu erwarten,“ antwortete Judith.

„Nicht? Und Dein Herz sagt Dir nicht, wen ich meine? O, wie sollt' es mir schlagen, wenn eins meiner Mädchen in die Fremde geheirathet hätte, und ich hätte nur eine leise Ahnung davon, daß sie einmal heimkehren könnte!“

„Meinst Du den Wolf?“ fragte Frau Schott, die es nun nicht länger vermeiden konnte, auszusprechen, was sie längst wußte.

„Freilich mein' ich den!“ rief die Schwägerin, in die Hände schlagend. „Der Markgraf hat sich angemeldet, daß er von Magdeburg auf eine

kurze Zeit heimkehrt, und mein Herr ist ihm jetzt mit Andern bis Hof entgegen geritten. Mit dem Markgrafen kommt auch Dein Wolf —"

„Hat er sich auch angemeldet?" fragte Frau Judith rasch.

„Er hat's eben in einem Schreiben an den Kanzler Straß auf Befehl des Markgrafen kund thun müssen, daß der Fürst kommt, und wie sollte er Deinen Wolf, den er hält wie seinen Augapfel, draußen im Feldlager lassen, wenn er selbst nach Franken reitet? Mein Herr hat mir wenigstens geschrieben, daß er, sobald es ihm glückt, für den Wolf Urlaub vom Fürsten zu erlangen, ihn mit nach Rabenstein bringen wird, er weiß also, daß Wolf kommt. Du hörst mich so streng an, als erzählte ich Dir eine Hiobspost, statt einer frohen Kunde?"

Der Diener trug eben hinter der zurückkehrenden Adelheid die dampfende Suppenschüssel in das Zimmer und überhob für den Augenblick Frau von Schott der Antwort. Als sich aber die beiden Frauen, nachdem die Hauswirthin das Tischgebet gesprochen und der Diener sich wieder entfernt hatte, mit den jungen Schwestern zur Tafel gesetzt hatten, fing Frau Brigitte, indem sie vorlegte, sogleich wieder an. „Du machst vor den Kindern

daraus kein Geheimniß, Schwägerin, und es ist schon recht, daß so nahe Verwandte kein Geheimniß vor einander haben, darum kann ich auch reden. Der Wolf verdient es nicht um Dich, daß Du so kaltherzig zu ihm bist, als hätte Dir eine böse Frau die Kinder in der Wiege vertauscht, und der Wolf wäre gar nicht Dein eigenes Fleisch und Blut. Er ehrt Dich und liebt Dich, wie es nur sein muß, und glaube mir, er trägt's bitter, daß Du ihm nicht bist, wie eine Mutter, — nein, Judith, wende Dich nicht so stolz und verwerflich von mir ab, ich kann nicht aufhören, mit Dir davon zu reden, bis ich Dich erweicht habe, denn ich weiß sehr wohl, daß Du ihn auch von Herzensgrund liebst, und daß Du Dich blos gegen ihn verhärtest aus unchristlicher Anfechtung!"

Mit leuchtenden Blicken hatte Agnes den Lippen ihrer Mutter gelauscht, während Adelheid, die ältere und stillere der Schwestern, verstohlen den Eindruck bewacht hatte, welchen die Worte auf ihre Tante machten. Noch nie war die Mutter in ihrer Gegenwart so frei mit der Sprache herausgegangen, es war, als ob endlich ihre Geduld mit der unnatürlichen Verblendung ihrer Schwägerin zu Ende sei, und sie sich vorgenommen habe, vor Wolf's Ankunft die harte Steinrinde, welche

das Herz seiner Mutter gegen ihn umschloß, zu sprengen.

„Warum diese alten Geschichten immer von Neuem wach rufen! Wohl uns, wenn wir sie auf eine kurze Frist vergessen können!“

„Nicht wohl uns, sondern weh' uns, daß wir sie wie einen giftigen Dorn mit uns herumtragen, statt sie herzhaft anzufassen und zum Besten zu kehren. Traurig genug, was geschehen ist — aber soll es Dich auch noch den Sohn kosten, auf den jede Mutter im ganzen Frankenlande stolz sein könnte, der zum Ritter geschlagen ist, als ihm kaum der erste Flaum auf den Lippen sproßte, den der Kaiser selbst hoch geehrt und seiner ganzen spanischen Hoheit gegen ihn vergessen hat?“

„Wäre Wolf Schott ein so guter Sohn, als er ein guter Ritter ist,“ erwiederte die Mutter mit einem bittern Zucken ihrer Lippe, „so würde ich ihn theurer halten, als mein eigenes Leben!“

„Wie?“ rief die Schwägerin lebhaft. „Willst Du ihm auch abstreiten, daß er Dir ein guter Sohn ist?“

„Mir?!“ entgegnete Judith. — „O nein! Mir hat er die Treue nimmer gebrochen. — Nennst Du ihn wirklich einen guten Sohn?“

Ueber die klare Stirn der noch immer schönen

Frau, welche ihr gegenüber saß, flog ein Schatten, sie verstand nur zu wohl, was die Unversöhnliche sagen wollte. Einen raschen Blick warf sie auf ihre Töchter, die mit gesenkten Augen dem Gespräch zuhörten, es entging ihr nicht, daß Agnes' Wimpern zitterten und ihre Farbe gewichen war; sie ließ den Handschuh, welchen ihr die Schwägerin hingeworfen hatte, nicht liegen, sondern nahm ihn muthig auf.

„Ich nenne ihn mit vollem Recht einen guten Sohn," sagte sie, „weil er nicht die Wege geht, die ihm wohl angesonnen worden sind, weil er Alles, was geschehen ist, durch seine eigenen Ehren vergessen macht, — das ist Sohnespflicht für ihn, und Gott wird's ihm lohnen. Du solltest es auch thun, Judith, aus vollem, christlich versöhntem Herzen, wie die Bitte lautet im Vaterunser, die Du ja täglich sprichst."

Da legte Frau Judith den Löffel hin, mit welchem sie während dieses Gesprächs kaum die Speise berührt hatte, und schob ihren noch gefüllten Teller zurück. „Hast Du mich deshalb rufen lassen," sprach sie, „um mich, als sei ich Dir eine Beichte schuldig, zu excommuniciren? Ich bin nicht wie ein schwankendes Rohr, das von jedem lauen und weichen Lüftchen dahin gewehet

wird, ich bin fest in meinem Sinne und weiß sehr wohl, wem ich mich zu versöhnen und wem ich seine Schuld gegen mich zu behalten habe. Denkt mein Bruder Balthasar, denkst Du und selbst der Sohn des erschlagenen Cunz Schott anders, — glaubt er das Blut seines Vaters zu sühnen, indem er dem Sohne des erbarmenlosen Fürsten, der ihn zur Waise gemacht, in Liebe und Treue dient und sich anmaßt, die Thaten seines Vaters zu richten, und sie mit eitlen Ehren zu vergülden, — nun, so mögt Ihr Alle Eure eigenen Wege gehen: Judith Schott bleibt getreu dem, was sie gelobt hat."

Sie stand auf und ohne auf die Vorstellungen und Bitten ihrer Schwägerin zu achten, ohne sich von Agnes, welche stumm und flehend ihre Hand küßte, zurückhalten zu lassen, schritt sie der Thür zu. Da klang draußen ein rascher, sporenklirrender Schritt, die Thür wurde aufgerissen, und vor dem Blicke der überraschten Mutter stand ihr Sohn, den sie zu dieser Stunde mit harten Worten verstoßen hatte. Unwillkührlich erhob sie die Arme gegen ihn, — das Herz ließ sich ja doch nicht bezwingen, es forderte stürmisch sein Recht, und Wolf lag mit einem Freudenrufe an der Brust seiner Mutter.

Drittes Kapitel.

Conrad hatte den Pfad durch die Büsche eingeschlagen, den ihm seine Mutter gezeigt hatte, weil er dadurch der Beobachtung von den hohen Schloßfenstern und auch von den Hütten unter dem Berge entging. Er wanderte mit festem Schritt weiter, obgleich die Hitze fast unerträglich geworden war und er seit früh keinen Bissen gegessen hatte; der Trunk, den ihm die Tooswirthin gereicht, war seine einzige Labung gewesen. Aber er hatte in seinem friedlosen Leben Hunger und Durst in weit längern Fristen ertragen gelernt, und die Hitze, welche auf der Hochfläche seiner fränkischen Heimath braunte, war nicht zu vergleichen mit der, welche er in Welschland und gar

auf der brennenden Küste von Afrika erduldet hatte, wo er zweimal mit der Armada Kaiser Karl's gewesen war.

Als er dann, um wieder in das Wiesentthal über Rabeneck und nach dem Toos zu gelangen, seinen Pfad verlassen, der sich allzuweit links schlug und einem Weiler, dessen Hütten er sah, zuzuführen schien, hatte er mit seinem scharfen Auge, das weit in die Ferne zu sehen gewohnt war, einen Reiter bemerkt, der in scharfer Gangart über die Fläche daher kam. Er hatte nicht Lust gehabt, mit ihm zusammen zu treffen: vielleicht war es gar sein Oheim Balthasar von Rabenstein, welcher nach seinem Schlosse heimkehrte. Mit dem mochte er nun erst gar nichts zu thun haben. So hatte er sich noch eine Weile in seiner frühern Richtung gehalten, bis der Reiter ihm auf die Entfernung von mehreren hundert Schritten zur Seite vorüber gewesen. Dieser hatte ihn auch bemerkt und mehrmals nach ihm herüber geschaut, ohne sich jedoch veranlaßt zu fühlen, den einzelnen Wanderer, dessen Schwertgriff er im Sonnenschein hatte blinken sehen, über das Feld anzusprengen und zu befragen. So waren die beiden Brüder ahnungslos an einander vorüber gezogen; hätten sie sich aber auch getroffen, so würden sie sich wohl

schwerlich erkannt haben, denn Wolf's Aehnlichkeit mit seinem Vater, welche dem Auge der Mutter immer von Neuem auffiel, war doch aus einer Zeit, von welcher nur sie noch eine Erinnerung hatte, — Conrad trug ein ganz anderes Bild seines Vaters in der Seele!

Jetzt schlug er den nächsten Weg ein, der ihn nach der Feste Rabeneck führte, wo er, wie bei dem Herwege, dieselbe zur Seite lassen, und gleich in das Thal zur Mühle durch die steile Schlucht hernieder steigen konnte. Aber eine unwiderstehliche Lust drängte ihn, die Mauern, die er nach seinem der Mutter abgelegten Geständniß selbst hatte zerstören helfen, wieder zu betreten und die alte Zeit seiner wilden Erstlingsthaten nochmals im Gedächtniß durchzuleben. Er nahte denn auf dem Wege, von dem sich mehrere Schluchten absenken, der nun ganz offenen Burg, und betrat mit eigenthümlichen Gefühlen die Schutt- und Trümmerhaufen, welche auf der Ostseite die Stelle bezeichneten, wo der Sturm und Einbruch der Bauern geglückt war. Gras und Dornen hatten die Ruinen zum Theil schon überwuchert, man hatte sich keine Mühe gegeben, sie hinwegzuräumen, da es nicht dazu gekommen war, die Feste wieder aufzubauen. Gegen den Felsenabsturz zum

tiefen Wiesentthale standen ihre äußern Mauern — und stehen heutigen Tages noch — mit ihren rauchgeschwärzten, ausgebrochenen Fensterhöhlen, es stand der alte, trotzige Thurm noch, der aller Menschenkraft gespottet und auch der Macht der Zeit; im Innern aber, wo seitdem wieder einiger Bau entstanden, hatte sich damals nur ein dürftiges Haus zwischen die Trümmer eingenistet, in welchem ein leibeigener Bauer des Schloßherrn mit seiner Familie wohnte: er hatte die nächsten Aecker zu bestellen, die wieder unter den Pflug gelegt worden waren.

Conrad stieg auf den Wall von Schutt und ließ seine Augen düster über die Stätte der Zerstörung schweifen. Vor seiner Seele lebte das furchtbare Getümmel wieder auf, er hörte das Wuthgeschrei der Stürmenden, er sah — die prasselnden Flammen auflodern — er fühlte selbst wieder seine Muskeln sich spannen, den ersten wilden Thatendurst der Rache in seiner Brust sich erneuern, gleichviel wen sie traf von den Fürstendienern und Herren, die seinen Vater ausgestoßen und vernichtet, und sein Gedächtniß entehrt hatten. Dort, wo die eingestürzten Keller zu sehen waren, aus denen die Bauern den Wein hervorgeschleppt, hatte er das zitternde, todblasse Mägdlein gerettet,

das die entmenschten Gesellen in das Feuer werfen wollten, — und diese Erinnerung rief ihn plötzlich in die Gegenwart zurück. Er erwachte wie aus einem Traume, er mußte sich erst besinnen, was mit ihm geschehen, wie er wieder hieher gekommen war; sein Blut rollte noch stürmisch durch die Adern, seine Pulse hämmerten mit starken und hastigen Schlägen. Doch war er nun schon bei vollem Bewußtsein und stieg, ohne sich um die Kinder des Bauern zu kümmern, die in der Ruine gespielt und sich bei der Erscheinung des fremden Mannes furchtsam verkrochen hatten, langsam die schroffen Felsabsätze in kürzester Richtung zur Mühle hernieder. Im Thale fand er zwar auch keinen Schatten vor der sengenden Glut, denn fast alle Thäler jenes fränkischen Hochlandes, wie reizend auch sonst, sind wegen ihrer Form und Richtung sonnig und schattenlos, aber die lebendigen Wasser der Wiesent und das frische Grün ihrer Ufer that ihm doch wohl, und er sollte ja sein Ziel bald erreichen. Nach der Wanderung einer halben Stunde, so rüstig war er ausgeschritten, erweiterte sich das Thal zu dem anmuthigen Kessel, und im Schutz der Bergwand erblickte er das freundliche Haus, in welchem für heut sein müder Fuß Ruhe finden sollte. Es wandelte ihn,

den Heimathlosen, ein Gefühl des Friedens an, wie er es noch nie gekannt hatte. Und wie er von Jugend auf raschen Gedankenspielen der seltsamsten Art zugänglich gewesen war, kam es ihm auf einmal, wie ein Blitz in die Seele: Hier solltest Du bleiben auf immer, solltest die Frau heirathen, die Dir ihr Leben verdankt, und Deine Tage in ehrlichem Gewerbe beschließen — was kümmert Dich Deine Sippschaft! Du bist der Sohn eines Landbeschädigers, der seinen Kopf dafür hergegeben hat, keine Seele fragt mehr nach Dir, Niemand weiß, daß Du noch lebst, als Deine Mutter, und die wird sich d'rein finden, wird sich fein hüten, den Leuten zu sagen, daß der Wirth am Toos ihr Sohn ist, kann aber dessen nur froh sein, da er doch besser hier lebt, als draußen im Felde für elenden Sold und Kriegsfahrten, die ihn nichts angehen, oder gar, wenn's keinen Krieg für ihn giebt, von Betteln oder Rauben, wie es brodlosen Kriegsknechten doch nur übrig bleibt.

Als er so weit mit seinen Gedanken gekommen war, blieb er auf einmal stehen und lachte über sich selbst. „Cunz, Cunz!" sprach er vor sich hin, „Du hast nun schon graues Haar und bleibst ewig ein kindischer Bube! Der Tooswirth — o ja, die Frau wird Dich auch gleich nehmen und Du hier,

mit Deiner ganzen Freundschaft ringsum, — die Frau Mutter, der gestrenge Oheim Balthasar, Deines Vaters abgesagter Widersacher, die schöne Frau Brigitte mit ihren klaren Falkenaugen, vor denen Du Dich nicht verstecken könntest, wenn sie Dich nur einmal erblickte, ein Paar Töchterlein, wie ich gehört hab', — unten auf dem Schlößle Kohlstein in Tüchersfeld noch der alte lustige Ohm Sebald, den der Tod wohl auf seiner Felszacke vergessen, und auch seine Wirthin, die mich auf dem Knie gewiegt hat, weiter im Land mein reisiger Bruder Wolf, der dem Markgrafen Albrecht dient, als wisse er gar nicht, was dessen und sein Vater zusammen gehabt, — o, es würde ja eine so lustige Wirthschaft am Toos geben für mich, daß sich der Schwarze in der Hölle darüber freuen müßte! Ich hätte gar nicht erst hergehen sollen!" Es war aber einmal geschehen, und mußte durchgeführt werden, er hatte es der Mutter versprochen, sie hier zu erwarten. So schritt er denn entschlossen dem Wirthshause zu, dessen Rauchfang ihm gastlich entgegen dampfte. Näher gekommen, gewahrte er unterhalb, im Schatten hoher Bäume, die auf der Südseite des Hauses standen, zwei Klepper, welche von einem Knaben in bunter, herrschaftlicher Tracht gehalten wurden. Gäste

kehrten natürlich viel in dieser Wirthschaft ein, die an einem in ruhigen Zeiten sehr belebten Verbindungswege lag, auch mochte die saubere und hübsche Wirthin dazu beitragen, daß so leicht Niemand, ohne auf eine kurze Zeit einzusprechen, vorüber zog; es konnte also Conrad nicht befremden, daß er um die Mittagsstunde hier Leute traf, nur war es ihm verdrießlich, daß es gerade einer vom Herrenstande sein mußte, wie die Liverey des Reitbuben bei den Kleppern bewies. Zuerst wollte er sich auf einen Felsblock am Wege setzen und abwarten, bis der ihm lästige Gast aus dem Hause kommen und aufbrechen werde, aber er hatte ja keine Ursache, ihn zu scheuen, und so ging er dreist näher. Dort saß er! Etwas tiefer vom Wege, am Wiesenrande, stand unter einigen laubreichen Bäumen noch eine Bank, welche er früher nicht hatte übersehen können, hier saß ein kleiner Mann in Herrenkleidung und sprach sehr lebhaft mit der vor ihm stehenden Wirthin, welche wiederum nach ihrer Gewohnheit die festen Arme in die Seite gestemmt hatte und eben, daß es Conrad hörte, mit ihrer hellen Stimme fröhlich auflachte. Der adelige Herr mochte wohl einen Scherz mit ihr getrieben haben, — es überwallte Conrad wie ein Groll, als sei er selbst schon zu grämlich, um

Andern den Frohsinn zu gönnen, und er schritt rasch auf die Beiden zu.

Der kleine Herr, der ihn zuerst bemerkte, richtete sich aus der zusammengesunkenen Haltung auf, die ihn noch kleiner hatte erscheinen lassen, und faßte ihn scharf in das Auge; die Wirthin, welche Conrad den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich nach ihm um, und trat ihm sogleich freundlich entgegen. Conrad sah, daß sie etwas roth geworden war, der kleine Herr hatte seiner Laune den Zügel wohl allzusehr schießen lassen, warum sollte er sich auch gegen die hübsche Frau, die sich doch die Kundschaft nicht verderben durfte, Zwang anthun? Sie war dazu eine Niedriggeborene, die sich durch einen gnädigen Scherz geehrt fühlen mußte — hatte auch vielleicht als eine lebenslustige Wittib ihren Gefallen an dergleichen.

„Nun, schon wieder da? Grüß' Gott!" rief sie dem Wandersmann entgegen. Seine mürrische Anwandlung wich vor dem freundlichen Empfange, und er erwiederte ihren Gruß in demselben Tone. Als er jetzt auch den kleinen Herrn, der ihn mit glänzenden, schwarzen Vogelaugen im magern, eingetrockneten Gesicht ansah, näher in's Auge faßte, stutzte er sichtlich. Mußte er auch Dem begegnen? Zu verkennen und zu vergessen war der kleine

Herr nicht, wenn man ihn nur einmal im Leben gesehen hatte! Aber Conrad grüßte ihn nur fremd und gleichgültig von Weitem.

„Wollt Ihr mich heut bei Euch behalten, Frau Wirthin?" fragte er. „Ich bin todmüde und hungrig."

„Warum nicht?" entgegnete sie. „Der Brei wird gleich fertig sein, dann könnt Ihr Euch auf den Heuboden legen und ausruhen, so lange es Euch gefällt!"

„Ei, Frau Marthe, der Schlafgesell ist nicht übel!" rief von seiner Bank der kleine Herr, mit dem Bierkrug klappernd. „Kommt her, Kumpan! Ihr seid mir der rechte Kriegsmann, der nur müde und hungrig ist! Wo habt Ihr denn den Durst gelassen? Will hoffen, daß Ihr nicht Wasser getrunken habt — schnödes Wasser! Hier, gebt dem Manne vor allen Dingen einen Krug Bier, Frau Marthe, ich bezahl's!".

„Dank Euch, edler Herr, ich kann's schon selbst bezahlen," erwiederte Conrad.

„Kurz angebunden, hoho! Nun, so setzt Euch her, setzt Euch zu mir, wenn Ihr müde seid, und Ihr, Frau Marthe, seht der Magd auf die Finger, daß sie den Brei nicht anbrennen läßt. Ihr kommt wohl her, um Euch anwerben zu lassen?

Welchem Rittmeister oder Hauptmann wollt Ihr denn Eure Haut anbieten?"

„Ich hab' noch nicht daran gedacht," erwiederte Conrad kurz, indem er selbst der wiederholten stummen Aufforderung, sich neben den kleinen Herrn auf die Bank zu setzen, nicht Folge leistete. Die Wirthin hatte sich entfernt.

„Die Auswahl habt Ihr — der Markgraf hat wieder ein volles Dutzend in Wartegeld genommen," sagte der Edelmann, indem er mit den kleinen Beinen, die nicht bis auf die Erde reichten, schlenkerte. „Mein hochwürdiger Lehnsherr zu Bamberg und der weise Rath zu Nürnberg spitzen schon die Ohren darüber. Wem gilt die Rüstung? Mit den halsstarrigen Magdeburgern geht's auf die Neige, sie werden sich bald dem Kurfürsten von Sachsen ergeben, und der Herr Locotenent desselben, als welcher, wie ich Euch sage, der Markgraf zu Brandenburg ob dem Gebirg auch mit vor der Feste liegt, hat also gar keinen Grund, mehr Volk heranzuziehen. Gilt's dem Franzosen wieder, auf den der Brandenburger von seiner ersten Kriegsfahrt her noch einen Zahn haben soll — oder gilt's dem andern Erbfeinde deutscher Nation? Das sagt mir, erfahrenes Kriegshaupt!"

„Ich habe mit den Händeln der Fürsten nichts zu thun!“ versetzte Conrad.

„Hoho! Also Ihr führt das schmucke Ding da auf eigene Faust?“ — er zeigte auf Conrad's Schwert, dessen reichvergoldeter Griff wohl Jedem auffallen mußte. „Wißt Ihr, Mann, daß Kaiser Maximilianus der Erste, unserer anjetzigen Majestät Großvater, allbereits vor fünfzig Jahren den Landfrieden im deutschen Reich aufgerichtet hat und daß Landfriedensbrecher Haupt und Hand verwirken?“

Conrad's Gesicht zeigte bei diesen Worten, welche der kleine Herr lachend an ihn richtete, eine so furchtbare Veränderung, daß sie diesem, der ihn dabei mit seinen runden, lebhaften Augen scharf ansah, nicht entgehen konnte. „Nun, nun!“ sagte er gutmüthig. „Hab' ich Euch, ohne es zu wollen, beleidigt? Ja, da hat wohl Jeder eine kitzliche Stelle. Wenn Kaiserliche Majestät Jeden, der einmal einem fetten Nürnberger oder Ulmer ein Stücklein von seinem Ueberfluß abgenommen und zu eigener Nutznießung verbraucht hat, hängen lassen wollte, so wäre ich auch nicht mehr am Leben — denn es galt in meiner Jugend für eines frommen Ritters Tagewerk, wie unserer wackerer Götz mit der eisernen Hand, der

noch lebt, in seiner eigenen Historie, die er hat aufschreiben lassen, bezeuget. Wenn ich also, ohne es zu wissen, einen wunden Fleck in Eurem Gewissen berührt habe, so nehmt mir's weiter nicht übel — ich bin kein Landpfleger und werde Euch nicht angeben. Hier meine Hand!"

Er reichte dem fremden Manne, der freilich aussah, als könne er einem reisenden Kaufmanne verzweifelt Angst machen, die feine, magere Hand, und Conrad ergriff sie mit einer Kraft, daß es den kleinen Herrn schmerzte. „Ei, Ihr braucht mir Eure Stärke nicht zu beweisen," sagte er, seine Hand schnell zurückziehend und schüttelnd, „ich glaub's Euch ohnedem schon. Frau Marthe," wandte er sich an die aus dem Hause kommende Wirthin, „ich zahl' Euch meine Zeche auf dem Rückwege, vergeßt nicht, mir Alles auf's Kerbholz zu setzen, was dieser wackere Kriegsmann bei Euch verzehrt. Ich will es haben, Mann, Ihr werdet nicht zu stolz sein, es von mir anzunehmen."

„Schon recht, Junker Sebald," erwiederte die Wirthin, indem sie dem Fremden, welcher dennoch Einspruch thun wollte, einen bedeutungsvollen Wink mit ihren freundlichen, braunen Augen gab.

„Speck!" rief der kleine Herr jetzt mit durchdringender Stimme. Es galt dem Knaben in bun-

ter Livree, der gleich die beiden Klepper, die er am Zügel hielt, herbeiführte. Der eine, ein Falber mit schneeweißen Mähnen und Schweif, einer breiten Bläſſe und zwei weißen Füßen über Kreuz, weiß hoch hinauf bis an Knie und Sprunggelenk, was man in der Reitersprache weiße Strümpf' nennt, wurde dem kleinen Herrn zum Aufsitzen gebracht, und er schwang sich mit einer Gewandtheit auf, die für seine hohen Jahre Wunder nehmen konnte. Dann ließ er seinem Buben kaum Zeit, sich auf den andern Klepper zu werfen, sondern trieb sein Rößlein mit einer kleinen Peitsche, die er in seinem aufgestülpten Reiterstiefel stecken hatte, zum Gange an, worauf dasselbe, ein großartiges Rad mit dem Schweife schlagend, sich etwas unwillig in Bewegung setzte.

„Ihr Beiden!" rief er noch die Zurückbleibenden an, indem er ihnen zum Abschied nickte; „nehmt Euch in Acht vor einander, daß nicht Feuer auskommt! Ihr besonders, mein tapfrer Gesell, hütet Euch vor der da, sie kann hexen!"

So ritt er langsam von dannen, und erst, nachdem er auch am Stalle vorüber war, wo sein Falber noch einen schwachen Versuch zum Einkehren machte, setzte er den Klepper durch einen neuen, kräftigen Peitschenhieb in Trab.

Die Wirthin hatte ihm mit schalkhafter Miene nachgeschaut, dann wandte sie sich an ihren Gast und sagte: „das war der Junker Sebald aus Tüchersfeld. Nicht wahr, ein spaßiger Herr? Er ist aber so gut, die armen Leut' ließen ihr Leben für ihn, wenn's gälte. Wie zur bösen Zeit die fremden Bauern in's Land brachen und auch unsere ganz toll machten und kein Herr auf seinem Schlosse sicher war — nun, ich hab' Euch schon davon erzählt — da ließen sie allein das Schlößle in Tüchersfeld unangefochten, und ich glaub', wenn die Fremden Miene gemacht hätten, nur eine Leiter anzulegen, so wären sie allesammt zum Lande wieder hinausgeschlagen worden von ihren eigenen Spießgesellen. Recht wär's schon gewesen, wenn die bösen Rotten sich unter einander bei den Haaren gekriegt hätten, sie hätten dem gnädigen Herrn Markgrafen und unserm hochwürdigen Bischoff viel Arbeit erspart. Wollt Ihr essen kommen, es ist Alles fertig."

Conrad folgte ihrer Aufforderung, ohne auf die Reden, wie tief sie ihm auch in die Seele drangen, etwas zu erwiedern. In der niedrigen Stube fand er den Tisch sauber gedeckt für vier Personen, und die Beiden, welche mit ihm und der Wirthin an der Mahlzeit Theil nehmen sollten,

standen auch schon in der Ecke und sahen ihn groß an, es war der grauhaarige Knecht und die Magd, Beide hatten ihn heut früh wohl gesehen und der Knecht ja auch mit ihm gesprochen, aber sie wußten nicht, daß er wieder zurückgekommen und im Hause eingekehrt war: die Wirthin hatte ihnen nichts davon gesagt.

Der Fremde grüßte sie und stellte sich an den für ihn bereiteten Platz, der durch den Löffel bezeichnet war — denn besondere Teller gab es nicht, die irdene große Schüssel war für Alle bestimmt. Die Wirthin sprach das Gebet und hätte nicht sie, wie ihre beiden Dienstleute dabei die Augen niedergeschlagen gehabt, so würden sie bemerkt haben, wie sich die Hände des Fremden erst beim dritten, vierten Worte des Gebets falteten, gleichsam zögernd, als seien sie dessen ganz ungewohnt. Wie lange mochte es her sein, daß er Gott nicht für seine Gaben gedankt hatte? Nur ein Gebet hatte er im Lauf der Jahre je dann und wann noch mitgesprochen, es war das Schlachtgebet im Sturm und Drang vor dem Kampfe, wenn die deutschen Knechte nach uralter Sitte die Kniee gebeugt und sich hastig dem Herrn befohlen hatten, um dann aufstehend Erde hinter sich zu werfen. Doch dachte wohl Conrad in diesem Moment

nicht an vergangene Zeiten, sein Auge hing mit milderm Ausdruck an den Lippen der Frau neben ihm, welche so andächtig die frommen Worte des kurzen Gebets sprachen. Dann setzte er sich, ihrem Beispiele folgend, und sprach, wie sie und die andern Tischgenossen, der einfachen Speise zu, wobei, wie es bei Landleuten Sitte ist, fast kein Wort gewechselt wurde, so langsam auch die Löffel aus der großen Schüssel schöpften.

Erst als die Mahlzeit beendigt war und Frau Marthe wiederum das Dankgebet gesprochen hatte, sagte sie freundlich: „Nun könnt Ihr Euch ausschlafen! Jäckele, zeig' ihm den Heuboden."

„Ich bin schon ausgeruht —" erwiederte Conrad, „brauche wenig Zeit dazu. Gestattet Ihr's, so werde ich mich unter die Bäume setzen und dort bleiben. Es ist Euch doch recht, wenn Ihr mich beherbergt — auf einige Tage?"

Der Knecht sah ihn erstaunt und nicht eben wohlmeinend an; die Magd, welche schon in der Thür war, drehte sich noch einmal um, als wolle sie sich den Gast, der so lange hier zu herbergen gedachte, jetzt erst recht in Augenschein nehmen, Frau Marthe aber sagte unbefangen: „Wenn Ihr bleiben wollt und zu schaffen habt, mir ist es schon recht."

Sie ging nun, den Fremden sich selbst überlassend, an ihre Geschäfte, und da er sich wirklich draußen unter die Bäume setzte und dort stundenlang verweilte, so bekam er die Wirthin lange nicht zu sehen. Sie hatte mit dem Knecht, der ihr Vorstellungen machte, daß sie nicht einem so verdächtigen Gesellen gleich auf ein Paar Tage Quartier geben solle, ein Gespräch, welches jedoch zu Conrad's Vortheil entschieden wurde.

„Wenn ich mir die Gäste nach meinem Gefallen aussuchen soll," sagte sie, „dann kann ich lieber gleich mein Haus zuschließen und mit meinen Buben etwas Anderes anfangen. Der arme Gesell thut uns nichts, der hat einen Gram, und nicht umsonst hat er nach der edlen Frau von Schott gefragt. Er kennt sie und hat auch Deinen Herrn Cunz gekannt — Du solltest also nicht so gehässig gegen ihn sein."

„Meinen Herrn kann er schon gekannt haben," erwiederte Jakob, „er hielt sich gar viele Gesellen, leider! die niemals zu uns auf die Streitburg kamen, und die keiner von uns Burgleuten jemals mit Augen gesehen hat. Die sind auch sein Unglück gewesen, die haben ihn weiter und weiter verlockt — und es sind nicht blos gemeine Raufgesellen gewesen, wie der da draußen auf dem

Grase liegt, sondern auch mancher Herr mit goldnen Sporen, der noch ungestraft durch das Land reitet, während das ganze Ungewitter, das vom Kaiser ausging, sich auf meinen armen Herrn entladen hat."

„Nun kommst Du wieder in's Zeug, Jäckele!" rief die Wirthin. „Willst wohl aus dem bösen Cunz am Ende einen Heiligen machen! Das ganze Land redet heut noch von ihm, und wenn's Andere auch gethan haben, er hat's am ärgsten getrieben und — läugne mir das, Jäckele! — so grausam auch gegen arme Leute ist wohl Keiner gewesen, der jemals die Straßen gesperrt hat."

Der Knecht wußte darauf nicht viel zu erwiedern und kam auf den fremden Kriegsmann zurück, dessen längeres Verbleiben ihm durchaus nicht gefallen wollte. Gewiß hatte der freche Gesell dabei irgend einen Anschlag, denn um Nichts liegt Seinesgleichen nicht still, wo er nur geben, nichts nehmen kann; daß er Herrn Cunz gekannt und heut dessen Wittwe auf Rabenstein aufgesucht hatte, schlug bei dem Jakob nicht an, er legte darauf keinen Werth, behauptete im Gegentheil, die edle Frau habe nichts von dem Strolch wissen wollen, sonst würde sie schon dort für sein Fortkommen gesorgt haben und er nicht nach einem

Paar Stunden wieder desselben Weges zurückgekommen sein. Alles, was der treue Knecht aber vorbrachte, störte den menschenfreundlichen Sinn der Wirthin nicht, sie beharrte dabei, ihr Haus, das eine offene Herberge sei, keinem Menschen zu verbieten, und auch nicht danach zu fragen, was der Fremde hier auf längere Zeit zu schaffen habe. So blieb es denn dabei, und sie kümmerte sich nicht um ihn, bis die Schatten der Berge schon in's Thal hineinfielen und sie einmal wieder vor die Hausthür trat, um nach ihren Knaben zu sehen, die noch immer von Engelhartsberg, wohin sie zu ihrem Pathen gewandert, nicht zurück waren. Als sie aber vor der Thür nach ihnen ausschaute, bemerkte sie die beiden Krausköpfe, die bei dem fremden Manne unter den Bäumen im Grase saßen und ihm aufmerksam zuzuhören schienen, gewiß erzählte er ihnen kurzweilige Geschichten aus seinen Kriegsfahrten, denen die Buben immer am liebsten zuhörten — sie selbst hatte ihnen oft genug dergleichen erzählt, die sie von ihrem Vater, dem gewesenen Thorwart auf Rabeneck, in ihrer Kindheit gehört hatte, und die Kinder waren gar nicht satt, sie immer wieder zu vernehmen, obgleich sie Alles schon auswendig wußten. Die Mutter warf daher nur einen freund-

lichen Blick nach ihren Zwillingen hinüber, und ging gleich wieder in das Haus, um sie nicht zu stören. Der Hans jedoch, der immer den Vortritt nahm, dem der Andere unbedingt folgte, wahrscheinlich weil er zuerst auf die Welt gekommen war, was aber die Mutter selbst nicht recht wußte — hatte sie schon gesehen, sprang auf und kam zu ihr gelaufen, sein Bruder natürlich mit ihm, und der Fremde sah sich von ihnen verlassen. Er blickte sich nur über die Schulter ein wenig um und streckte sich dann lang in das Gras, als wolle er nun schlafen, wie er bisher nicht gethan, sondern auf den Ellenbogen und den Kopf in die Hand gestützt, unverwandt in die grüne Tiefe des Thales hinausgeschaut hatte. Der Knecht war mehr als einmal an die Stallluke getreten und hatte ihn immer in derselben Stellung gefunden, worüber er sich seine eigenen Gedanken gemacht hatte. Sollte der verdächtige Mann, bewaffnet wie er war, hier wohl gar auf einen guten Fang lauern, auf den er sich dann bei guter Gelegenheit werfen könne? Als er nachher die Knaben bei ihm gesehen, mit denen er so traulich koste, war es ihm noch verfänglicher vorgekommen; gewiß kirrte er sie und machte sie treuherzig, daß sie ihm, wie Kinder sind, Alles ausplauderten, was er wissen

wollte — darum fiel es ihm auch wie ein Stein vom Herzen, wie die Zwillinge endlich aufsprangen und zu ihrer Mutter liefen. Jetzt erst konnte er wieder ruhig an seine Arbeit gehen. Der Gast, dessen Namen er nicht einmal wußte, schlief.

Plötzlich aber, von Niemand mehr beobachtet, sprang Conrad auf; ihm war, als habe er Hufschlag vernommen, oder hatte ihn nur der Traum getäuscht, dessen zerrinnende Bilder er vergebens festzuhalten strebte? Es war ein so schöner Traum gewesen; wenn er auch nichts mehr davon wußte, so zitterte noch ein Gefühl seliger Befriedigung in ihm, das auf seine starren Züge ein Lächeln gerufen hatte, den fremden Gast, der sich gar nicht mehr heimisch in ihnen fand und sie auch beim Erwachen schnell genug wieder verließ. Auf wessen Ankunft hatte er im Traume gelauscht, von wo war ihm der Hufschlag erklungen, der ihm das Herz zu schnelleren Schlägen bewegt hatte? Er wußte es nicht mehr, er schaute sich rings um, — das Thal war einsam, wie bisher, und tiefer Frieden ruhte in seinem Grunde, nur die Wasser brausten fort und fort in einförmiger Weise, wohl geeignet, den Lauscher, der sich erst an ihr Rauschen gewöhnt hat, in ruhige Betrachtungen einzulullen. Als Conrad sich überzeugt hatte, daß er nur ge-

träumt — raffte er seine Habseligkeiten auf, die er noch nicht untergebracht, sondern von der Mahlzeit wieder mit hinausgenommen und neben sich in das Gras gelegt hatte, er nahm auch sein Schwert vom Boden und suchte die Wirthin auf.

Der Abend war bereits tief eingebrochen, im Thale dunkelte es mächtig, nur über den westlichen Kuppen lohte noch die Glut des Niedergangs und säumte sie mit prachtvollen Lichtern. Conrad trat in das Haus, dessen Flur ganz finster war, er tappte nach der Thür, die er aber verfehlte, bis er weiter suchend eine kleinere Pforte fand, welche dem Druck seiner Hand wich. Da bot sich ihm ein freundlicher Anblick, klar beschienen durch das Licht einer hellen Lampe, die auf einem niedrigen Tische stand. Frau Martha, die saubern Aermel hoch an den weißen Armen aufgestreift, hatte eben ihre Zwillinge zu Bett gebracht, und saß noch auf dem Rand ihres eigenen Lagers, die Kleinen, die sie nicht fortlassen wollten, mit lächelndem Munde zur Ruhe ermahnend. Als die Thür sich öffnete, blickte sie, im Glauben, es sei die Magd, noch immer lächelnd sich um, doch schnell verschwand dies Lächeln und machte einem strengen Unwillen Platz, als sie die dunkle Gestalt ihres fremden Gastes bemerkte. Sie erhob sich rasch.

„Was sucht Ihr hier?“ rief sie mit heftigem Tone, der wohl bewies, daß sie auch in ihrem Rechte zornig werden konnte.

„Verzeiht! Ich bin im Finstern fehl gegangen — ich suchte die Stube,“ — sagte Conrad, und die Hand, wie zur Entschuldigung oder Betheuerung gegen sie aufhebend, zog er sich gleich zurück, die Pforte hinter sich wieder anlehnend. Sie aber folgte ihm, die Lampe in der Hand; ihre Knaben waren gewohnt, im Finstern zurückzubleiben. Sie waren nicht verzärtelt, die herzhaften Buben! So dachte Conrad, als er sie nicht hinter der Mutter herschreien hörte, welche nun, ohne ein Wort zu sprechen, dem Fremden die Stube öffnete, ihm die Lampe in die Hand gab und sich durch den Flur entfernte, um den Knecht zu ihm zu schicken, der ihm die Streu bereiten sollte. Conrad, von ihrem Benehmen betreten, daß er über sich selbst verwundert war, hatte ihr auch weiter kein Wort gesagt, sondern still die Lampe von ihr genommen und in die Stube gesetzt, wo er jetzt erst in sein eigenstes Wesen zurückfallend für sich kurz auflachte. „Hast von mir nichts zu befürchten, ehrsame Wittib!“ sagte er. „Junker Sebald hat Dich wohl scheu gemacht?“ — Aber hier wurde er wieder ernst, das Bild in dem stillen Kämmerlein,

das sich ihm so unerwartet enthüllt hatte, war doch zu schön und rein, als daß es nicht auch auf sein verwildertes Gemüth einen edlern Eindruck hätte machen sollen.

Jakob fand sich unterdessen ein und schüttete ihm schweigend im Winkel eine Streu auf. Er hatte sich vorgenommen, in dieser Nacht zu wachen, denn er traute dem Fremden nichts Gutes zu; gerade der Umstand, daß er in alten Zeiten mit seinem frühern Herrn in Verbindung gestanden hatte, war eher geeignet, den ehemaligen Knecht des Streitbergers, so treu er ihm selbst im Tode war, gegen den Gast noch mißtrauischer zu machen, als daß er ihn günstig gestimmt hätte. Darüber hatte er sich schon gegen die Wirthin ausgesprochen. Jetzt war er mit seiner Streu fertig und warf einen Blick zu ihm hin, der auf der Bank, welche rings um die Wand der Stube lief, mit untergeschlagenen Armen ihm zuschaute. Auf einmal kam ihm die Lust, dem Schnapphahn, wie er ihn in seinen Gedanken nannte, auf den Zahn zu fühlen. Doch redete er ihn jetzt, da es ihm Frau Marthe eingeschärft hatte, etwas höflicher an.

„Wünsch' gute Nacht — Herr — wie soll ich Euch nennen? Ich weiß Euren Namen nicht.“

„Mit dem Herrn laß nur gut sein, Jäckele — ich bin kein Herr. Ich heiße Cunz."

„Cunz?" fuhr der Knecht auf, indem er an seinen alten Herrn dachte, der ja auch so geheißen, und mit dem dieser Mann irgendwie in Beziehung gestanden hatte. — „Und blos Cunz?"

„Soll ich noch ein Dutzend Namen haben, wie ein Hispanier?" entgegnete der Gast.

„Ihr habt Herrn Cunz Schott gekannt, wie Ihr heut früh sagtet —" fuhr Jakob fort. „Wohl aber nicht auf der Streitburg, sonst müßte ich Euch doch auch gesehen haben: ich bin ein Mann des Herrn Schott gewesen, der auch hieß, wie Ihr. Habt Ihr mich einmal gesehen?"

„Kann sein! Menschen verändern sich — es ist schon lange her," erwiederte der Fremde.

„Cunz?!" rief plötzlich der Knecht und starrte den Gast mit einem Blicke an, welcher diesem unerträglich fiel.

„Was giebt's denn?" rief er unwillig. „Was hast Du?"

„Gott's Schlag! Ihr seid doch nicht Junker Cunz?" rief Jakob. „Der Cunz, der in die weite Welt gelaufen ist — Herr, ich seh's Euch an, Menschen verändern sich, und wenn Ihr auch schon graue Haare habt —"

„Du bist wohl nicht gescheidt!“ lachte Conrad wild auf. „Erst soll ich ein Herr sein und nun doch ein Junker! Ich weiß von Deinem Junker Cunz nichts, ich bin ein gemeiner Mann, wie Du — schau’ mich doch nur an, seh’ ich aus, als wär’ ich von adeligem Blute? Und wenn ich graue Haare habe, wie kann ich der Junker Cunz sein — Du meinst doch den Buben des Herrn Schott auf der Streitburg? Nein, Jäckele, den wirst Du nicht mehr wiedersehen, der ist schon lange verscharrt.“

Der Knecht war nun ganz irre geworden, denn er mußte dem Cunz, der hier vor ihm saß, in allen Stücken Recht geben. Adelig sah er gar nicht aus, und so alt konnte der Junker freilich noch nicht sein.

„Nichts für ungut!“ sagte er. „Mir schoß nur das Blatt auf einmal, weil Ihr heut früh so sehr nach der edlen Frau Judith fragtet und auch Cunz heißt, wie Herr Schott und sein Sohn. Habt Ihr sie getroffen?“

Der Fremde nickte. — „Und habt Ihr wohl Botschaft von ihrem jüngsten Sohne gebracht? Ich dachte mir’s schon,“ fuhr Jakob fort. „Ist der Aelteste wirklich todt? Ihr sagtet, daß er schon begraben sei — wißt Ihr das?“

„Ja und abermals ja! Du bist so neugierig, Jäckele, und fragst so viel — nun laß mich auch einmal fragen. Wenn Du es doch so treu mit der Frau Schott meinst, warum dienst Du der Looswirthin und nicht ihr? Das möcht' ich schon wissen!"

Der Knecht sah ihn wieder mißtrauisch an. „Möchtet Ihr's wissen?" entgegnete er. „Ja, da müßt Ihr die gestrenge Frau Judith fragen, sie will mich halt nicht haben. Mir geht's auch hier ganz gut."

„Das glaub' ich und Du hast vielleicht noch Deine besondern Absichten, schlauer Gesell! Wenn Dir's nun glückte, gelt?"

„Zum Narren bin ich für Euch nicht da," erwiederte Jakob. „Wünsch' gute Nacht."

Conrad, allein gelassen, löschte bald die Lampe aus und warf sich, nur halb entkleidet, auf die Streu, wobei er, nach alter Gewohnheit, seinen treuen Gefährten, den einzigen, auf den er sich verlassen konnte, sein Schwert, hart an seine Seite drückte. Im Hause war es ganz still, wohl Alles schon zur Ruh — Conrad allein wachte noch Stunden lang und horchte auf das ferne Brausen der Wasser, das durch die schweigende Nacht schwach an sein Ohr schlug. Heut Nachmittag hatte es

ihn allmälig in Schlaf gerauscht, jetzt wollten seine Sinne nicht einschlummern. Dieser Tag war für ihn ja so wichtig gewesen, ein Tag, auf den er seine letzten Wünsche schon Jahre lang gesetzt — nun war er gekommen, er hatte die Mutter wiedergesehen, sie hatte ihn nicht verstoßen, sondern liebevoll an ihr Herz genommen, und dennoch konnte er nicht Ruhe finden, dennoch tanzten wieder die bösen Geister ihren Reigen um sein Lager.

Um Mitternacht war es ihm, als höre er ein Geräusch an der Thür. Er richtete sich auf, er that einen halblauten Wachtruf: Wer da? aber Niemand antwortete ihm, und Alles wurde wieder still. Da brannte ihm plötzlich die Wange und sein Blut wurde rebellisch bei einem zügellosen Gedanken, der ihm durch die Seele jagte, aber er verwarf ihn sogleich: „schäme Dich, Conrad!“ sprach er für sich. „Du denkst so schlecht, weil Du selbst schlecht bist! — Behüt' Dich Gott, braves Weib!“

Mit diesem Wort war es, als überkomme ihn endlich die Ruhe, die er so lange vergeblich gesucht hatte, und es währte nicht lange, so schlief er ein, süß und fest, und erwachte erst, als die Sonne schon über die Berge schien.

Der Morgen war wunderschön. Conrad trat hinaus vor die Thür und sah sich um. Er hatte viel herrliche Gegenden in seinem bewegten Wanderleben durchstreift, er war über die großartigen Alpenpässe und durch die blühenden Fluren Italiens gezogen, aber nirgend war ihm ein Gefühl erwacht, wie heut, nie der Gedanke: „hier möcht' ich wohl bleiben!“ Wär es nur das wieder erwachte Heimathsgefühl, das in ihm trotz aller Schrecknisse, die er erlebt hatte, nicht erstorben war? Er sah drüben am Thalhange eine Frau raschen Schrittes dahin gehen, es mochte die Wirthin sein, sie war zu weit entfernt, um sie zu erkennen — jetzt blieb sie stehen und bückte sich, dort war wohl eine Quelle, aus der sie frisches Wasser holte. Conrad wartete ihr Rückkehr nicht ab, sondern schritt thalaufwärts zum Ufer der Wiesent, in deren Flut er Antlitz und Brust badete; dort stand er eine Weile und blickte in die Richtung hinauf, aus welcher er heut seine Muttter zu erwarten hatte. Noch war es zu früh, sie schlief wohl noch zu dieser Stunde auf ihrem fernen Bergschlosse, aber in Gedanken bot er ihr einen Morgengruß und ging dann langsam nach dem Wirthshause zurück, wo er Frau Marthe mit ihren beiden Knaben traf, die ihr entgegen gelaufen

waren, um von dem frischen Quellwasser, das sie gebracht, zu trinken. Die Kinder sahen den Fremden kommen, der ihnen gestern so schöne Mährchen erzählt hatte, und machten die Mutter darauf aufmerksam. Sie wandte sich nach ihm um und bot ihm freundlich einen guten Morgen. Vielleicht fiel ihr ein, daß sie ihn gestern, wo er sich doch nur in dem fremden Hause verirrt, ungebührlich behandelt hatte, darum war sie ein wenig verlegen — die einfache Frau hatte ja nicht gelernt sich zu verstellen. Wie frisch und sauber sah sie aber aus und wie waren die Buben auch in ihren groben Wämsern reinlich! Conrad liebkoste sie, während er den Gruß der Mutter erwiederte, und Frau Marthe lächelte, wie sich die Knaben so dreist gegen den bärtigen, fremden Mann benahmen. Sie lud ihn dann ein, zur Morgensuppe zu kommen, sie selbst mit ihrem Gesinde hatte schon längst gefrühstückt. In der Stube hatte unterdessen der Knecht, sobald sie der Gast verlassen hatte, schon die Streu hinweggeräumt und sie frisch bestreut, die Magd trug die irdene Schüssel auf und Conrad blieb nun allein. Er sah auch die Wirthin, welche nur flüchtig gefragt hatte, ob er noch da bleiben werde, in mehreren Stunden nicht wieder und brachte seine Zeit im Freien zu,

da im Thale noch eine erquickende Frische waltete, während droben auf der Hochebene schon der Sonnenbrand lästig sein mochte.

Jetzt konnte er bald hoffen, daß seine Mutter kommen werde; er berechnete sich, wann sie etwa von Rabenstein aufbrechen und hier sein könne. Ihre Bestellung an die Wirthin, daß sie ihn um ihretwillen aufnehmen solle, hatte er nicht nöthig gehabt, da er ohne dieselbe bereitwillige Herberge gefunden und Frau Marthe auch nicht danach zu fragen schien, wie lange und aus welchem Grunde er hier zu weilen gedenke. Er wollte sich nicht offenbaren, wenn es zu vermeiden war. Dem Jakob, der ihn hatte ausfragen wollen, war er glücklich ausgewichen, freilich hatte es dieser auch etwas plump angefangen. Er besann sich vergeblich, ob er ihn denn früher auf der Streitburg gesehen habe; er war mit den Knechten seines Vaters ziemlich vertraut gewesen, und wie die Erinnerung aus der Jugendzeit immer lebendig bleibt, hätte er doch auch dieses Jäckele sich entsinnen müssen, wenn er damals oft mit ihm zusammen gewesen wäre. Gleichviel aber! Die Mutter hatte ihm ja volle Aufklärung über Alles versprochen und sie mußte bald hier sein.

Die Stunden mehrten sich jedoch unter ver-

geblichem Harren und er fing an sehr ungeduldig zu werden. Hochmittag schon und wiederum, wie gestern, die Mahlzeit, an welcher auch die Knaben Theil nahmen — und Frau Schott war noch immer nicht erschienen. Cónrad genoß nur wenig, was die Wirthin bald bemerkte und auf ihre Speise schob, welche freilich ihr und den Ihrigen wie immer trefflich mundete, doch aber wohl nicht nach des Gastes Geschmack war, der es besser gewöhnt sein mochte. Der Knecht hatte sie nämlich auf das reichverzierte Schwert des Fremden aufmerksam gemacht und nach dem, was er gestern mit ihm gesprochen, seine Meinung geäußert, daß er wohl trotz seines Läugnens nicht für den zwillichnen Kittel geboren sei und sich vielleicht nur für irgend einen Anschlag, zu dem er hier am Toos seine heimliche Haltstatt genommen, verkleidet habe. Frau Marthe war davon zwar nicht überzeugt worden, als sie aber ihre gute Suppe verschmähen sah, gab sie dem Jäckele Recht. Sie konnte es jedoch nach Frauenart nicht lassen, ihr Bedauern auszusprechen, daß sie ihm nichts Besseres vorzusetzen habe. Er versicherte hastig, daß es ihm vortrefflich schmecke, langte auch eine Weile mit den Buben um die Wette zu, bald aber schien er bei der schweigenden Mahlzeit wieder in Gedanken

zu versinken, und als endlich aufgestanden wurde, wollte er, ohne das Tischgebet der Wirthin abzuwarten, gleich hinaus gehen. Er bemerkte es noch zu rechter Zeit, daß er gar nicht daran gedacht, aber gestört hatte er die kurze Andacht doch, der Knecht sah ihn unter seinen buschigen Augenbrauen feindselig von der Seite an, und die Zwillinge schienen über ihn ganz erstaunt zu sein. Als er dann wirklich hinausgegangen war, sagte Jakob zur Wirthin:

„Seht Ihr? Der hat seinen Herrgott lange schon verloren!"

„Thu' ihm kein Unrecht, Jäckele!" erwiederte sie. „Er ist vielleicht aus fremden Landen, wo andere Gebräuche sind."

„Beten ist in allen Christenländern im Gebrauch," versetzte er. „Der kann aber nicht mehr beten, Frau Marthe."

„Dann muß er uns leid thun!" sagte sie, und Jakob ging brummend seiner Wege.

Die Gluten des Sommertages waren nun auch in das Thal gedrungen, und kein Luftzug regte sich, um sie zu mildern. Dennoch ging Conrad eine geraume Strecke Weges stromauf, bis er den nächsten Abschnitt des vielgewundenen Felsengrundes überschauen konnte. Alles still und leer! Seine

Ungeduld war auf's Höchste gestiegen und stachelte ihn, noch weiter, ja bis nach Rabeneck hinaufzugehen, er konnte sie ja nicht verfehlen, da nur ein Weg von dort hieher führte. Aber zu der Ungeduld und dem Mißmuthe, den sie erzeugte, gesellte sich nun auch der Trotz, und Gedanken der bittersten Art, wie sie sich nur zu oft in der Seele des Ausgestoßenen regten, empörten sein Herz, daß es bald feindselige Anschuldigungen erhob.

„Sie kommt gar nicht! Sie hat sich nur meiner entledigen wollen — was bin ich ihr noch? Sie hat mich längst als todt betrachtet und wird sich nicht grämen, wenn ich ihr nicht wieder vor die Augen komme! Ich bin freilich ein Thor gewesen, ihr Alles zu sagen, ich bin selbst Schuld, daß sie sich vor mir grauen, sich meiner schämen muß. Aber nun es einmal geschehen ist, thue ich wohl am besten, ich gehe wieder auf und davon. Sie glaubt wohl gar nicht, daß ich noch auf sie warte, für so klug wird sie mich auch halten, daß ich einsehe, wie sie doch nichts für mich thun kann, als mir ein Paar Zehrpfennige auf den Weg geben. Die brauche ich zum Glück nicht, und ihren Segen, um den ich sie kindisch bat, den hat sie mir abgeschlagen! Ich werde auch ohnedem fertig werden!"

Damit drehte er sich kurz um und ging nach

dem Wirthshause zurück, wo er sogleich der Magd, die ihm aufstieß, befahl, ihm die Frau zu rufen, er wolle seine Zeche bezahlen und weiter ziehen. Frau Martha kam und fragte ihn freundlich, ob er sich ganz ausgeruht habe und wieder stark zum Kriege sei, denn zur Ruh' setzen werde er sich so leicht wohl noch nicht. Diese in aller Unschuld gesprochenen Worte regten in ihm sogleich wieder den seltsamen Gedanken an, der ihm schon auf dem Rückwege von Schloß Rabenstein aufgestiegen war, damals freilich nur als ein toller Einfall, der ihn aber später im Verkehr mit der Frau, deren Wesen und Schaffen ihm ganz besonders zusagte, mehrmals wieder heimgesucht hatte. Er sah ihr in die Augen, und als sie ihn deshalb etwas verwundert, aber ganz unbefangen anblickte, fragte er: „Wenn ich mich nun hier zur Ruhe setzen wollte, ein vernünftiger Mensch werden, mein bischen Habe, das ich mir als ehrliche Kriegsbeute gewonnen, nützlich anzuwenden begehrte, würdet Ihr mich hinausjagen?“

„Ei,“ erwiederte sie lachend, „Ihr schaut mir gerade danach aus!“

„Sagt ehrlich, würdet Ihr mich fortjagen?“ wiederholte er mit einem Ernste, der ihr auffiel.

„Ja, was wolltet Ihr denn hier eigentlich an

fangen?“ versetzte sie. „Da müßtet Ihr in die Stadt gehen. — Ihr seid ja auch gar keine Arbeit gewohnt, und tragt wohl den Rock da nur zum Spaß. Nun, ich hab' nicht danach zu fragen“ — sie sagte ihm darauf, daß ja Junker Sebald den geringen Betrag seiner Zeche übernommen habe, und schien eilig, wieder an ihre Geschäfte zu kommen.

Er ließ sie aber nicht fort. „Wenn's mir nun gerade bei Euch gefiele,“ sagte er, „und wenn Ihr mir gefielet, Frau Marthe?“

Sie war an dergleichen Scherz gelegentlich wohl gewöhnt und wußte ihn, ohne ihre Gäste zu beleidigen, lachend oder derb, je nachdem, abzufertigen; hier aber schien sie darüber böse zu werden, denn ihr sonst so freundliches Auge warf dem Fremden einen streng verweisenden Blick zu. — „Ob ich Euch gefalle oder nicht, mag ich doch so unnütze Reden nicht hören. Ihr wolltet wissen —“

„Ob Ihr Euch durchaus nicht wieder verändern wollt, das möcht' ich wissen!“ entgegnete er, sie unterbrechend. „Ihr habt mir eine so schöne Geschichte vom Brande von Rabeneck erzählt, — wenn nun der junge Mensch, der Euch da von der bösen Rotte nicht in das Feuer werfen ließ, wenn der, sag' ich, der nun ein Mann sein muß,

an Jahren zu Euch passend, wenn der wieder käme und spräche: „Nun, Martha, denkst Du noch d'ran?"

„Seid Ihr's?" rief Frau Martha mit aufleuchtenden Augen und höher gefärbter Wange.

Er blickte sie einen Moment fest an; ein Feuer, vor dem sie sich fürchtete, glühte in seinem Blick — er konnte das Wort sprechen, aber er besann sich schnell. „Ich bin es nicht und kann es nicht sein, denn ich bin viel älter, als der Knabe, von dem Ihr mir gesagt habt, heut sein könnte. Ich fragte nur, ob Ihr auch den heimschicken würdet, wie mich?"

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen," versetzte Frau Martha, der ihre gewohnte Ruhe schon zurückgekehrt war. „Ich mag ihn aber auch nicht wiedersehen, so vielen Dank ich ihm schuldig bin. Laßt's gut sein, Herr, und treibt Euren Spott nicht weiter mit mir."

Er steckte dann, ohne ein Wort zu sagen, sein Schwert in den Leibgurt, warf seinen Quersack über die Schulter, und reichte der Wirthin zum Abschiede stumm die Hand. Sie wünschte ihm, nicht mehr so unbefangen wie früher, viel Glück auf den Weg, und er verließ die Stube. Draußen stand der Knecht, dem die lange Unterredung schon

verdrießlich geworden war; nun er aber den verdächtigen Gast wirklich scheiden sah, wurde er freundlicher und gab ihm bis an die Ecke des Hauses Geleit:

„Wißt Ihr auch Bescheid, wo hinaus?“ fragte er ihn. „Nach Wüstenstein oder nach Muggendorf?“

„Weiter, weiter, Jäckele!“ antwortete Conrad. „Bleibe Herrn Cunz Schott auch in seinem Tode treu und dulde nicht, daß man ihn schmäht. Ich spreche hier wohl wieder einmal ein. Grüß' Deine Frau und gieb ihr den Ring hier, den soll sie mir aufheben, bis ich wiederkomme. Es ist ein Kleinod, das ich nicht gern verlieren möchte, darum laß ich es hier. Sie soll es aber keinem Menschen zeigen. Das sag' ihr, hörst Du, Jäckele?“

Er legte mit diesem Worte einen goldenen Ring in die Hand des erstaunten Knechtes und schritt, ehe dieser noch eine Frage thun konnte, durch das grüne Thal der Brücke zu, hinter welcher sich die Schlucht am Fuße der wunderbaren Felsenmasse, welche den Namen der Riesenburg führt, steil zur Hochfläche empor zieht.

Viertes Kapitel.

Alles hatte sich vereinigt, um der Mutter, welche ihren Sohn vergeblich so viele Stunden hatte warten lassen, die Ausführung ihres Planes, wenn sie nicht ihr Geheimniß offenbaren wollte, für den Vormittag wenigstens ganz unmöglich zu machen. Wie konnte sie die beabsichtigte Fahrt nach dem Kohlstein in Tüchersfeld unternehmen, als so überraschend ihr jüngster Sohn Wolf, der seinem Herrn, dem Markgrafen, schon beim Eintritt in das Voigtland mit Urlaub vorausgeeilt, auf Rabenstein eingetroffen war? Sie fühlte auch wirklich über seine Erscheinung eine innige Freude; die Entfremdung, welche sie ihrem Herzen auferlegt hatte, war doch eine unnatürliche gewesen,

entsprungen aus einem trüben Borne. Wenigstens in den ersten Stunden nach seiner Ankunft dachte sie nicht an die Vorwürfe, die sie ihm über sein Verhältniß zum Markgrafen von Brandenburg machte. Sie hatte ihn länger nicht gesehen, weil sie es absichtlich vermieden hatte; es war ihm dies auch kein Geheimniß geblieben, obwohl Niemand den Auftrag, ihm zu erklären, warum sie ihn meide, ausgeführt hatte, wie sie die Verwandten ausdrücklich gebeten; er hatte es wohl errathen, und es war ihm schmerzlich gewesen, ohne jedoch seine Ueberzeugung, daß er recht thue, zu erschüttern. Nun war es ihm endlich durch Ueberraschung gelungen, die Mutter daheim zu treffen, sie hatte ihn mit offenen Armen empfangen, und er konnte hoffen, daß er sie versöhnen werde, auch mit seiner Stellung in der Welt. Ihr Auge weilte mit Wohlgefallen auf dem Sohne, wie edel und männlich er wieder erschien; sie meinte, daß er in den beiden Jahren, daß sie ihn nicht gesehen hatte, noch stattlicher empor gewachsen sei. — Das war nun freilich nicht möglich, denn er hatte bereits das acht und zwanzigste Jahr erreicht, aber etwas stärker war er unläugbar geworden, und das hob seine männliche Schönheit noch mehr hervor. Seine Wange war auch im Feldleben mehr gebräunt,

als sonst, und der Blick seines klaren, blauen Auges fester und ruhiger noch, der rechte Strahl aus einer treuen Seele voll hoher Gedanken. Wenn er die frischen, von einem dichten braunen Bart umwallten Lippen öffnete und Worte vom Herzen zu der Mutter und seinen lieben Verwandten sprach, belebte sich sein Auge noch mehr, und das ganze Gesicht mit seinen ausdrucksvollen Zügen nahm eine herzgewinnende Freundlichkeit an. Frau Judith konnte wohl auf ihren Sohn stolz sein — aber wie sie ihn, während er nach der Tafel unbefangen mit den beiden Mädchen plauderte, von Niemand beobachtet, längere Zeit sinnend anschaute, stellte sich auf einmal ein düsteres Bild vor ihre Seele: das Bild eines früh gealterten Mannes mit ergrauendem Haar, mit finsterm Blick und verwildertem Bart, in groben Zwillich gekleidet statt der feinen, ritterlichen Tracht, und ihr Herz zuckte unter den schmerzlichsten Gefühlen. Da ging in ihr wiederum eine Wandlung vor: der schöne, stolze Mann dort, der in aller Sicherheit seiner bevorzugten Stellung so ruhig und heiter sprach, dem sich, wie die Blicke, auch die Herzen seiner Zuhörerinnen zuwandten, war seiner Mutter nur der abtrünnige, pflichtvergessene Sohn, und sie sehnte sich hinweg von ihm

zu dem Verlorenen und Geächteten, der sein verfehmtes Haupt in niedriger Hütte bergen mußte, wo er ihrer wohl mit Ungeduld harrte.

„Ich werde doch heut noch zum Vetter Sebald fahren,“ sagte sie zu ihrer Schwägerin, als diese zu ihr trat. „Hab' ich Dir's noch nicht gesagt, daß ich mich dort angemeldet habe? Es kann sein! Wir hatten ein anderes Gespräch, das mich Alles vergessen ließ. Ja, Schwägerin, ich habe mich auf dem Kohlstein angesagt, und warten soll man Niemand lassen. Der Wolf bleibt ja auch drei Tage hier — dann bin ich wieder zurück.“

Frau von Rabenstein war es schon gewohnt, daß ihre Schwägerin in unnatürlichem Groll gegen ihren Sohn, dessen sie kein Hehl hatte, sich stets einem Zusammentreffen mit ihm zu entziehen suchte; diesmal, wo sie ihn so herzlich empfangen, hatte die wohlwollende Frau schon gehofft, es werde sich Alles ausgleichen. Als daher wieder das alte gehässige Wesen durchzubrechen schien, versuchte sie dasselbe noch einmal zu bekämpfen. Sie glaubte nicht im Entferntesten daran, daß Judith sich auf dem Kohlstein angesagt, da sie darüber noch nicht eine Silbe erfahren hatte; durch wen hätte sie es auch thun lassen? Es schien also nur ein augenblicklich ersonnener Vorwand, und sie glaubte ihn

mit Recht so behandeln zu dürfen. Aber Judith nahm diese Beschuldigung um so mehr übel, als sie ihr einen neuen Beweis gab, daß vor den Falkenaugen ihrer Schwägerin so leicht nichts verborgen bleibe, wenn sie sich auch diesmal wenigstens in der Zeit des Vorwandes geirrt habe.

„Ich muß Dir überlassen, zu denken, was Dir beliebt, Brigitte!" versetzte sie, ihre Stimme so viel mäßigend, als in ihren Kräften stand, damit es die Gruppe in der Fensternische nicht hören konnte. „Doch wirst Du mir wohl das Wäglein nicht versagen, das mich nach Tüchersfeld bringt — mag ich mich nun gestern oder heut dort angemeldet haben. Daß ich erwartet werde, darauf kann ich Dir aber mein Wort geben."

Sie sprach das mit einem so bitterbösen Ausdruck, daß ihre Schwägerin, um sie nicht noch mehr zu erzürnen, einlenkte und sofort Befehl geben wollte, das Wäglein, auf welchem die Frauen vom Schlosse ihre kleinen und seltenen Ausflüge zu machen pflegten, anzuspannen. Ehe sie aber dazu kam, war auch dieser Weg, ihr Versprechen zu halten, Frau Judith schon abgeschnitten. Der Diener, der herbeigerufen wurde, brachte die Nachricht, daß Junker Sebald Dornegger, wie der Thorwart gemeldet, über das Feld geritten komme.

Unter den Mädchen erhob sich sofort eine freudige Heiterkeit, auch Wolf lächelte. Frau von Rabenstein sah, daß ihre Schwägerin sich verfärbte, sie benutzte jedoch ihren Vortheil nicht, sondern sagte gutmüthig: „Der Kleine kommt Dir artig zuvor, Judith. Er will Deine Wünsche hier vernehmen!“

„Hab' ich Wünsche?“ erwiederte Judith. „Du thust, als hätte ich ihn und seine Frau heut zum ersten Male besuchen wollen!“

Da der Schloßherr nicht zu Hause war, so ging Wolf an seiner Statt in den Schloßhof hinab, um den Gast und Verwandten zu empfangen. Dieser ritt eben, von seinem buntgekleideten Knaben dichtauf gefolgt, über die Brücke in den Hof ein. Als sein noch ungeschwächtes Auge den stattlichen jungen Mann erblickte, der ihm vom Portale des Hauptgebäudes entgegenkam, schrie er so laut auf, daß sein Falber erschrack, und grüßte schon von Weitem mit der Hand, die in einem mächtigen Stulphandschuh steckte. Wolf eilte herbei und hielt ihm den Steigbügel, als sich der kleine Herr schnell und leicht aus dem Sattel schwang. „Bücke Dich, Goliath!“ rief er. „Wer kann zu Dir hinauflangen! Laß Dich umhalsen!“

„Ich freue mich, Oheim, Euch so rüstig, wie

immer, wiederzusehen!“ sagte Wolf mit herzlicher Freude.

„Wo kommst Du her? Ist Magdeburg Euer? Habt Ihr den letzten Funken deutscher Standhaftigkeit mit Euren kaiserlichen Reiterstiefeln ausgetreten?“ fragte Sebald.

„Noch ist die Stadt nicht gefallen,“ antwortete Wolf, ohne auf die letzte Aeußerung zu achten. „Aber halten kann sie sich nicht mehr lange. Ich bin mit meinem Fürsten heimgekehrt.“

„Ist der hier?“ versetzte Sebald. „Nun, dann giebt's freilich nichts mehr im Felde zu thun. Oder will er nur sein neues Kriegsvolk abholen, das er wieder aller Orten werben läßt?“

Wolf gab darauf keine rechte Antwort und blieb an der Treppe stehen, um dem Gaste den Vortritt zu lassen. Junker Sebald sah ihn an und lachte: „Solltest nicht Wolf, sondern Fuchs heißen, wenn Du nicht sonst ein ehrliches Blut wärest!“ sagte er. „So schlau weißt Du auszuweichen, wenn man Dich stellen will. Nun, ich will Deines Herrn Geheimnisse nicht wissen. Die Welt wird sie früh genug erfahren. Gilt's uns, die wir Bambergisch sind, so gieb mir wenigstens bei Zeiten einen vetterlichen Wink, damit ich meinen Kohlstein mit schwerem Geschütz und Helle-

barbirern besetze.“ Er lachte selbst über diesen Gedanken, wenn er an sein kleines Felsenhäuschen dachte, und Wolf ging auf den Scherz ein.

Im Saale empfingen ihn die Frauen mit der aufrichtigen Freundlichkeit, die er hier immer zu finden gewohnt war. — „Grüß' Euch Gott allzusammen!“ rief er. „Meine Alte wollte gern auch einmal wieder nach Rabenstein kommen, aber es geht halt nicht mehr — sie kann von unserm Horst nimmer ausfliegen. Ich denk' aber, Ihr macht ihr bald eine frohe Stunde daheim.“

„Heut wollt' ich zu Euch kommen, Vetter,“ sagte Frau Judith, schnell die Gelegenheit wahrnehmend. „Mein Bote muß Euch verfehlt haben.“

„Ich habe keinen gesehen!“ erwiederte Sebald, ihr die Hand reichend. „Ei, dann thut es mir leid, daß ich Euren guten Vorsatz gestört habe. Wann habt Ihr denn geschickt, liebwertheste Frau Muhme?“

„Vor einigen Stunden,“ antwortete sie. „Ein Kriegsmann, den ich zufällig unten beim Schloßbauer traf und nach seinem Wege fragte, der nach Pottenstein ging, hat die Bestellung übernommen.“

„Schau, schau!“ rief Sebald. „Den Vogel habe ich gesehen — war's nicht ein breiter Gesell mit einem schwarzen, graugesprenkelten Kopf,

wie ein alter Rabe, hatte ein grünes spanisches Barett auf und eine faustbreite Klinge an der Hüfte? Ja, ja, bei der schmucken Frau im Toos habe ich ihn gesehen, da fiel er ein, und wird wohl fest sitzen bis morgen. Er muß ganz fremd im Land sein, daß er mich nicht kennt, die Wirthin hat mich doch auch bei Namen genannt! Habt Ihr ihm ein Brieflein an mich gegeben oder nur mündliche Kundschaft?"

Frau Judith war bei dieser Schilderung ihres Sohnes beinahe außer Fassung gerathen, und hatte sich in die Lippe gebissen, um sich nicht durch die Bewegung in ihren Zügen zu verrathen. Ob es ihr bei der Schwägerin geglückt, blieb zweifelhaft; Sebald jedoch hatte kein Arg, als sie etwas unwillig erwiederte: „Sollt' ich beim Schloßbauer Briefe schreiben?" Er gab ihr die Hand und bat sie, nur morgen gleich mit ihm zu kommen, er wolle auch seinen Gelben in den zierlichsten Sprüngen neben ihrem Wagen caracoliren lassen und sie mannhaft gegen jeden Buschklepper vertheidigen.

„Die Straßen werden wieder recht unsicher, seit Euer Herr Markgraf werben läßt," setzte er hinzu. „Der schwarze Rabe, den ich im Toos traf, hatte auch kein heiles Gewissen. Ich machte einen Spaß mit ihm — er glaubte aber, ich hätte

auf den Busch geklopft, ob er etwa zu den Wegelagerern gehöre, und nahm's sehr krumm. Mußte ich nicht, um ihn zu besänftigen, mich selbst verläumden, als hätt' ich auch in jüngeren Jahren vom Stegreif gelebt, daß Gott erbarm', wer würde sich wohl von mir haben in's Bockshorn jagen lassen! Ich gab endlich der Wirthin auf, seine Zeche auf mein Kerbholz zu schreiben, er war aber stolz, wie ein spanischer Grand, deren uns leider in jetzigen Zeitläuften so viel heimsuchen, und schlug mir die wohlgemeinte Anerbietung rund ab. Daß er mich aber nicht gekannt hat! Nun, meine Alte wird ihn schon annehmen."

Der Mutter Conrad's brannte jedes Wort, das er sprach, heiß im Herzen — sie wußte nicht, wie sie dies Gespräch, das sie selbst veranlaßt hatte, wieder abbrechen sollte, aber ihre Schwägerin kam ihr zu Hülfe.

„Könnt Ihr verlangen, Vetter Sebald," sagte sie, „daß Judith auch jetzt noch kommt, wo der Wolf eben erst eingekehrt ist und ich meinen Herrn morgen oder übermorgen erwarte? Sie wird ihren Besuch wohl verschieben, gelt, Judith?"

„Wenn Ihr morgen wirklich schon heimkehrt," wandte sich Frau Schott an den Vetter, „so möchte ich Euch doch begleiten, ich habe mit Eurer Haus-

frau etwas zu besprechen. Mein Sohn bleibt hoffentlich länger hier, und ich kehre ja Abends wieder zurück — einen längern Besuch auf dem Kohlstein spare ich mir auf."

Damit war die Sache abgemacht, denn Sebald hielt sie gleich beim Wort, und Wolf, obgleich er erklären mußte, daß er nur kurzen Urlaub habe und seinem Herrn bald auf die Plassenburg folgen müsse, bat seine Mutter doch, sich dadurch nicht abhalten zu lassen, da er hoffen dürfe, vor seiner Abreise mit dem Markgrafen noch einmal nach Rabenstein kommen zu können.

„Abreisen und Kommen und wieder Abreisen!" rief Sebald, der mittlerweile auf den Wink der Hausfrau Platz genommen hatte. „Nimm's nicht übel als treuer Diener, Wolf, aber Dein gnädiger Herr Markgraf erscheint und verschwindet in seinem Lande wie ein Irrwisch — rasch blitzt er auf, gaukelt umher, und ehe ihn Einer recht schauen kann, ist er wieder verschwunden. Bald nach Brüssel zum Kaiser, bald nach dem fernen Preußen zum klugen Oheim, der lieber Herzog als Deutschmeister ist, bald wieder mit des römischen Königs Töchterlein zur Brautfahrt nach Mantua — hei! ich möcht' auch dabei sein! Muß ein lustiges Leben geben, wie in Augsburg beim Reichs-

tage, gelt, Wolf?" Er zwinkerte dabei mit den beweglichen Vogelaugen listig nach seinem Neffen, während er zugleich einen Seitenblick rechts und links that, als ob ihn die Anwesenheit der Frauen, noch mehr der jungen Mädchen, hindere, sich über das lustige Leben auf dem Reichstage zu Augsburg auszusprechen, über welches im Lande gar wunderliche Geschichten erzählt wurden.

Wolf ging aber auf die Anspielung nicht ein, wiewohl er sie verstand und leider auch ihre Wahrheit nicht widersprechen konnte. Als Begleiter seines Herrn auf dem vor zwei Jahren in Augsburg abgehaltenen Reichstage war er täglich Zeuge der Ausgelassenheit und Schwelgerei der versammelten Fürsten und Herren, weltlichen, wie geistlichen Standes, gewesen, hatte den üppigen Festen beigewohnt, welche die Gegenwart der vornehmsten Frauen und Jungfrauen eher zum sinnlichsten Uebermuth gesteigert, als sittig gemäßigt hatte — Wolf Schott hätte wohl noch mehr davon berichten können, als Augenzeugen für die Nachwelt in ihren Gedenkbüchern niedergeschrieben haben, aber er war ein treuer Diener, Vetter Sebald hatte ganz recht, und er fühlte sich nicht berufen, über Dinge zu sprechen, die er nicht ändern konnte, wiewohl er ihretwegen schon Spott

und Zorn erduldet hatte. Dafür nahm er seinen Herrn jedoch in Schutz wegen seiner öftern und längern Abwesenheit von seinen Landen. War es nicht das unbedingte Vertrauen, das er beim Kaiser genoß, welches ihn oft in des Kaisers Dienst und Bestallung zu Kriegsfahrten veranlaßt; galt es nicht, in dem neuen Herzogthum Preußen, für den Fall, daß sein Oheim Albrecht kinderlos stürbe, sich durch Mitbelehnung von der Krone Polen das Recht der Nachfolge zu sichern, und wenn ihm der Bruder des Kaisers das Ehrengeleit der Erzherzogin Braut angetragen, konnte er es ablehnen? Seine Lande mußten stolz auf ihren jungen Fürsten sein, der unter allen deutschen Fürsten ein solches Ansehen besaß, den der Kaiser selbst seinen Sohn nenne, und der einst die Ehre gehabt, beim feierlichen Einzuge in Metz, der deutschen Stadt, die der französische König gar zu gern gehabt hätte, dem ganzen Heere mit seiner Reiterschaar als der Erste voran zu gehen!

„Du sprichst wie ein Buch, Wolf!" erwiederte Sebald, der sich auf seinem Sitze während der feurigen Rede lächelnd geschaukelt hatte. „Ich von meinem Krähenhorste sehe die Dinge mitunter ein wenig anders an; und da ich kein Lehnsmann Deines Herrn, sondern ein Bischöflicher bin, so

habe ich kein Recht, viel drein zu reden. — Die Mägdlein machen auch schon gar traurige Mienen, daß wir von Kaiser und Reich und fürstlichen Praktiken sprechen, und sie dabei trocken zuhören lassen. Ich undankbarer Mann sitze hier zwischen den Schwestern wie die Perle im Golde, die beiden Frau Muhmen blicken mich lange schon sträflich an und ich habe keine Geschichte für sie, als vom abgedankten Kriegsknecht im Toos oder vom heerfahrenden Markgrafen! Wie wär's, wenn ich nun als Freiwerber käme, Frau Brigitte?"

„Um wen denn und für wen, Junker Sebaldus?" nahm die Hausfrau den Scherz willig auf.

„Um wen! Am liebsten um beide Röslein! Mir wenigstens würde die Wahl schwer werden — was sagt der fürstliche Rath? Als so naher Verwandter, Geschwisterkind, darf er, wenn er schon der neuen Lehre anhängt, doch keine Augen, als die eines ehrbaren und kühlen Vetters auf seine Mühmchen richten — was sagt er als solcher?"

Die beiden Mädchen lächelten wohl ein wenig, denn die Weise des Oheims, dem sie nichts übel nehmen konnten, war ihnen nicht fremd, aber heut, in Gegenwart des Vetters, der sich ihnen doch seit den Kinderjahren und durch seine Stellung sehr entfremdet hatte, war ihnen seine Rede un-

lieb; sie hatte Beiden das Blut in die Wangen getrieben und unter Adelheid's halbgesenkten Augenlidern zuckte es, wie ein unwilliger Blitz. Agnes aber blickte in ihren Schooß, und das halbe Lächeln um ihre festgeschlossenen Lippen hatte etwas Erzwungenes. „Ich dächte, Oheim, wir ließen dies dornige Gespräch," erwiederte Wolf mit unbefangener und heiterer Miene. „Wollt Ihr, daß ich mir den Zorn von einem meiner lieben Mühmchen zuziehe?"

„Ein Fuchs sag' ich, wie er nur je im Fürstenrathe mit goldner Kette geschmückt worden ist!" rief Sebald. „Du kannst es weit bringen als Ambassador, wenn Du lieber in Kaisers Dienst gehest und noch ein wenig hohe Schule in Welschland besuchst! Aber nein, Muhme Brigitte, ich spaße nicht, ich rede ganz im Ernst, und da wir einmal in Pleno versammelt sind, kann ich mein Fürbringen auch gleich thun, ich habe mich einmal verrathen."

Man wußte zuweilen nicht, wie man mit dem kleinen Herrn d'ran war, denn er verkehrte Scherz in Ernst und wiederum die grämlichsten Falten seines Gesichts plötzlich, ehe man sich dessen versah, in lachende Züge. Daher war Frau Brigitte auf ihrer Hut, seine Rede für ernstlich gemeint zu

nehmen. Sie richtete sich vielmehr in schalkhafter Feierlichkeit auf, legte beide Hände über einander und sagte: „Bringet denn für, was Ihr zu sagen habt — wir hören.“

„Freilich würde es sich geziemen,“ begann Sebald, indem er seine Augen hurtig von Einer zur Andern laufen und einen flüchtigen Moment prüfend auf seinem Neffen haften ließ, „daß ich mit einem so wichtigen Anliegen wartete, bis Herr Balthasar, mein viellieber Vetter, daheim wäre, aber es leidet keinen Aufschub, denn ich mag die Verantwortung nicht aufnehmen, wenn die Melancholie vielleicht meinen Schützling zu einem Sprunge vom Markstein hinunter oder in die Wiesent triebe. Auch weiß ich ja, daß zu Allem, was meine feine Muhme Brigitte beschließet, Herr Balthasar immerhin Ja und Amen sagt. Hab' ich recht?“

„Jeder vernünftige Mann wird das thun, wenn seine Hausfrau etwas Gutes will,“ erwiederte Frau von Rabenstein. „Auch Ihr, Vetter Sebaldus! Wenn Ihr aber keinen andern Grund habt, als daß Ihr einen Sprung in die Wiesent fürchtet, so können wir doch lieber die Ankunft meines Herrn abwarten. Vom Markstein sagtet Ihr? Den möchte wohl selbst ein Mondsüchtiger nicht erklettern.“ Sie stand rasch auf. „Genug

gescherzt!" sagte sie. „Der Tag ist so schön — wollen wir uns nicht in den Schatten draußen hinsetzen, und etwas Verständiges reden? Was meinst Du, Judith?"

Diese hatte kaum auf Alles, was gesprochen wurde, gehört; ihre Seele weilte fern von hier bei dem Sohne, den sie nun doch morgen wieder zu sehen hoffte — und dann? Was dann mit ihm? Viele Pläne hatte sie schon ersonnen, wie sie ihm eine würdige und sichere Zukunft bereiten oder wenigstens einen Weg anrathen könne, den er statt des unstäten Streifens, das ihm keinen Segen gebracht, beschreiten könne. Jetzt war ihr, wie eine gute Eingebung, auf einmal ein Gedanke gekommen, der ihr die Erfüllung ihres heißen Wunsches zu versprechen schien, und gerade nun wurde sie von der Schwägerin aufgerufen, ihre Meinung über etwas abzugeben, das sie gar nicht vernommen hatte. Sie gab auch eine ziemlich zerstreute Antwort und verließ, da die ganze Gesellschaft aufgestanden war, ohne eine weitere Erklärung zu geben, ruhigen Ganges das Zimmer. Man war das an ihr gewohnt, sie lebte zwar mit der Familie ihres Bruders, bei welchem sie zuletzt doch eine Freistatt angenommen hatte, aber sie that zu jeder Stunde, was ihr beliebte, und

Niemand dachte auch nur entfernt daran, sie deshalb zu fragen.

Auf dem Schlosse Rabenstein führt ein Altan nach der Thalseite hinaus, und wer ihn betritt, wird überrascht durch einen kleinen wohlangelegten Garten, der mit einer Fülle von Blumen prangt. Der Felskern der Bergkuppe ist hier mit fruchtbarer Erde überdeckt, und die Herren des Schlosses haben die kleine Fläche schon in alter Zeit benutzt, um sich an frischem Grün und Blüten mitten in ihren Mauern zu erfreuen, denn wiewohl ein Ersteigen der Höhe vom Ahornthal herauf an dieser Stelle unmöglich schien, umzog doch eine schirmende Mauer auch das engbegrenzte Gärtchen. In der Ecke der Mauer war eine luftige und geräumige Laube angepflanzt, in der es sich auch während der heißen Stunden angenehm sitzen ließ. Während die Hausfrau mit den beiden Männern dahin voranschritt, waren die Schwestern etwas zurückgeblieben und Agnes fragte jetzt leise: „Das war doch nur wieder ein Scherz vom Oheim, nicht wahr, Adelheid?“

„Wer kann es wissen?“ erwiederte Adelheid ebenso vorsichtig, indem sie die Schwester liebevoll ansah. „Doch sprach er diesmal so gar ernsthaft, und was er vom Markstein bei Streitberg

und von der Wiesent sagte, läßt wohl errathen, was er meinte. Doch kann's immer nur eine Neckerei sein."

„Wenn's aber Ernst ist, Adelheid, so gilt es Dir!" behauptete Agnes.

„Warum mir?" entgegnete die Schwester lebhaft.

„Du bist die Bessere, die Aeltere," erwiederte Agnes. „Und ich weiß auch sonst, warum."

„Agnes!" versetzte Adelheid verweisend, und nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu: „Du irrst Dich, Agnes, ich kann Dir's betheuern."

Dies Gespräch war zwischen den Schwestern sehr leise und mit eiligen Worten geführt worden, die Mutter sah sich jetzt nach ihnen um, und sie näherten sich schneller der Laube, wo der kleine Oheim ihnen durch die Blätter, welche er auseinander geschoben hatte, mit verdächtigem Lächeln entgegen blickte. Wolf stand zur Seite, ihnen den Eintritt zu lassen, Beide wagten in diesem Moment nicht zu ihm aufzuschauen.

„Komm her, Wolf!" sagte der Oheim. „Du bist ein kriegserfahrener Mann, kannst mich wohl am besten beruhigen. Sieh Dir diese Mauern und Zinnen einmal recht genau an, sind sie gegen einen Handstreich sicher?"

Wolf ließ unwillkührlich sein Auge über den ganzen Bau der starken Feste schweifen und erwiederte: „Schloß Rabenstein sollen sie wohl unangefochten lassen! Geschütz freilich legt heut zu Tage jede Feste bloß, die in alten Tagen nur gegen Sturmzeug erbaut ist, aber Rabensteins Mauern würde auch wohl den Stückkugeln noch eine lange Zeit Widerstand leisten, nicht allein, weil sie stark genug sind, sondern auch, weil die Geschütze schwer gegen das Schloß aufzufahren sind. An einen Handstreich, wenn die Wächter nicht schlafen, ist gar nicht zu denken."

Sebald hatte ihm mit großer Aufmerksamkeit und dem vollen Scheine des Ernstes zugehört. „Das verstehst Du besser als ich, der in diesen neuen Kriegsläuften, wo eine Lunte in Knabenhand mehr ausrichtet, als sonst das gewaltigste Ritterschwert in der Faust eines Helden, die Waffen nicht mehr geführt hat. Hier aber, Wölflein, hier!" setzte er hinzu, nach der niedrigen Mauer zeigend, welche den kleinen Garten gegen den Felsenabsturz des Ahornthales umschloß.

„Unmöglich, Oheim, ganz unmöglich!" versicherte Wolf. „Ein Blick in die Tiefe kann Dich davon überzeugen."

„Was einem Haufen armer Kriegsknechte, die

um wenige Kronen ihren Hals nicht brechen mögen, unmöglich ist, kann doch gelingen, wenn ein recht lockender, herrlicher Preis zu dem Wagstück begeistert."

„Wäre das," versetzte Wolf, „so hätten sicher die Bauern, als sie auch an das Thor des Rabensteins pochten, die Burg von hier aus gewonnen. Mein Oheim Balthasar hat mir erzählt, daß sie es versucht haben."

„Hilft mir Alles nichts!" entgegnete Sebald. „Der Preis muß höher sein, als ihn die gottvergessenen Bauern suchen. Ein Preis für das Herz, mein Wolf! Wie denkst Du darüber? Wenn hinter unersteiglichen Mauern Dein Lieb Dir vorenthalten würde — "

„Ich habe keins!" versicherte Wolf lachend.

„Vortrefflich! Aber bist Du ein junges fränkisches Blut und kannst Dich nicht einmal in die Lage versetzen, um eines holden Liebchens willen ein wenig zu klettern? Frau Muhme, ich rathe Euch, hört mich heute an, ohne auf die Heimkehr Eures Herrn zu warten, und wenn Ihr mit Nein entscheidet, so stellt ein Paar rüstige Wächter mit Hellebarden und Schießzeug an jene niedrige Mauer, sonst könntet Ihr etwas erleben."

„Nun, edler Sebaldus," erwiederte Frau Bri-

gitte, welche sich jetzt überzeugt glaubte, daß es nur auf eine Neckerei ihrer Kinder abgesehen war, welche der kleine Oheim zärtlich liebte, „wenn es Euch durchaus das Herz abdrückt, so redet frei. Ich entscheide vielleicht nicht sogleich, aber ich kann meinen Herrn doch auf die wichtige Sache vorbereiten."

„Aber, lieber Oheim!" sagte Adelheid jetzt herzhaft. „Müßt Ihr uns durchaus quälen?"

„Quälen! Wer will Dich quälen? Oder Dein goldnes Schwesterlein? Hört erst, was ich zu sagen habe! Frau Brigitte von Rabenstein," wandte er sich jetzt an diese, mit der linken Hand den Griff seines kurzen Degens umfassend, die rechte wie ein Redner feierlich erhoben, „ich stehe hier im Auftrage meiner eigenen Freundschaft. Ich weiß, daß ein junger Edelmann von gutem Hause den heißen Wunsch hegt, eine Eurer lieblichen Fräulein als sein eheliches Gemahl heimzuführen, daß sein Vater diesen Wunsch billigt, und daß es dem Freier nur an Muth fehlt, sich geziemend Euch vorzustellen und seine Sache selbst zu führen. Habe es daher für Menschenpflicht gehalten, mich seiner christlich anzunehmen, habe daher mit meiner Alten Rücksprache gepflogen, und weil diese mein Vorhaben höchlich gebilligt, bin ich flugs auf mei-

nen Gelben gestiegen und hieher geritten, um eine gute Ehe schließen zu helfen. Wollet mir jedoch vorerst sagen, ob ich auf ein geneigtes Ohr auch bei den Fräulein hoffen darf, oder ob Ihr vielleicht für eine oder die andere schon anderweitige Gedanken hegt."

„Meine Kinder sind so gespannt, als ich, endlich zu hören, worauf Ihr zielt! Drückt ab, die Bogensehne wird lahm, wenn sie allzulange aufgezogen ist — und der Pfeil des besten Witzes trifft nicht mehr."

„Wer spricht von Witz?" entgegnete er, auf einmal ganz natürlich werdend. „Ich rede von dem Junker von Streitberg, des Marschalls Rochus Sohn. Er hat sich mir entdeckt. Eine Heimlichkeit liebe ich nicht, darum habe ich gleich hier vor den Jungfrauen und auch vor unserm lieben Vetter Wolf davon gesprochen. Das Heirathen bleibt ja doch nicht verschwiegen, und sollte ich dem armen Friedrich eine abschlägige Antwort heimtragen, so wird sich von uns wohl Niemand auf seine Kosten dessen berühmen. Also noch einmal: ich stehe hier im Auftrage des Junkers Friedrich von Streitberg, der in allen Ehren Fräulein Agnes, Euer jüngstes Töchterlein, in sein Herz geschlossen hat, und um die Vergünstigung bittet, sich vor

Euch und Herrn Balthasar mit seiner Werbung einstellen zu dürfen."

Agnes erbleichte — die Mutter sah es, und Keinem der Anwesenden ging dies bedeutungsvolle Zeichen verloren, aber Niemand wußte doch, wie es zu deuten sei. Die Mutter hatte Geistesgegenwart, wie immer, um sich von dem maaßlosen Erstaunen und dem Unwillen über diese nie erhörte Rücksichtslosigkeit des Vetters nicht überwältigen zu lassen. Sie mußte es nun wohl nach seinem unzweideutigen Benehmen für Ernst halten, was sie bis zum letzten Augenblicke für einen unter so nahen Verwandten wohl zulässigen Scherz angesehen hatte; und wenn sie auch von den wunderlichen Einfällen Sebald's schon Manches erlebt, das hatte sie doch nicht für möglich gehalten, daß er die zarteste, die heiligste Angelegenheit eines Frauenherzens in dieser Weise, wie ein gleichgültiges Geschäft, ohne alle Schonung für das Gefühl ihres Kindes, in ihrem Beisein, selbst in Gegenwart des jungen Vetters, abhandeln werde. Doch durfte sie, eben ihres Kindes wegen, ihrem Unwillen in diesem Augenblicke keine Worte geben.

„Ich kann Euch, werther Vetter," erwiederte sie, „auf Eure Mittheilung nur sagen, daß ich sie, wenn ich Eure Reden nicht für eine harmlose

Neckerei gehalten hätte, nicht hier angehört haben würde. Da es nun aber einmal geschehen ist und ich nicht glauben kann, daß Ihr den Scherz so weit treiben würdet, so gestattet mir, die Antwort nun auch wirklich bis zur Ankunft meines Herrn aufzusparen. Der mag sie Euch nach seinem Wohlgefallen ertheilen, und wenn es Euch ansteht, ihn hier zu erwarten, da er morgen oder übermorgen eintreffen muß, so wißt Ihr, daß Ihr auf Rabenstein immer ein willkommener Gast seid."

Sebald hatte beim Klange des ersten Worts, welches Frau Brigitte sprach, den Kopf gesenkt, und als sie geendigt hatte, wandte er sich rasch zu Agnes, welche bleich und in namenloser Verwirrung halb hinter ihre Schwester zurückgetreten war. Er ergriff ihre bebende Hand und sagte herzlich: „Bist Du böse, Kind? Das wär' mir leid. Ich meine es ja gut mit Dir."

Agnes war nicht im Stande, ihm nur ein Wort zu erwiedern, Thränen perlten aus ihren tiefgesenkten dunklen Wimpern hervor. In Wolf's edlem Antlitz glühte der Unwille, aber schon machte die Mutter der peinlichen Scene ein rasches Ende. „Ich bitte Euch, Vetter, kein Wort mehr. Du, Agnes, geh' mit Deiner Schwester und sorgt,

daß unser Gast einen kühlen Trunk und etwas zum Imbiß erlange, da er unsere Tafel verschmäht hat. Von der ganzen Angelegenheit sprechen wir nicht weiter, sie würde uns nur stören, wo wir doch freundlich beisammen bleiben wollen."

Die Mädchen entfernten sich und kamen, wie die Mutter vorausgesehen hatte, nicht wieder zurück. Kaum waren sie weit genug, um nichts mehr zu hören, so konnte Wolf sein verletztes Gefühl nicht länger an sich halten, und machte dem Oheim in aller Bescheidenheit, aber doch ernstlich genug, Vorstellungen, wie er das arme Kind in seiner jungfräulichen Demuth so schonungslos habe verwirren und kränken können. Auch die Mutter glaubte sich nun aussprechen zu dürfen, obgleich sie sich selbst einige Schuld beizumessen hatte, daß sie ihn habe gewähren lassen.

Der kleine Herr zog den Kopf ein, daß sein Hals viel kürzer zu werden schien, er hielt den wohlverdienten Streichen, die ihn trafen, standhaft still, und drehte sich nur abwechselnd rechts und links zu den Sprechenden, wobei seine schwarzen, glänzenden Augen sich zuweilen hinter den Lidern versteckten, daß nur das Weiße sichtbar blieb.

„Ich habe gesündigt — mater, peccavi! fili, peccavi! Will's nicht wieder thun!" sagte er

endlich. „Mein eigener Freierstand ist zu lange her, ich habe meine Lection vergessen — meine Alte hat mir keine Kinder geschenkt, ich weiß nicht mit Mägdlein umzugehen — bin nicht auf Reichstagen gewesen, wo sich das lernt, ritterlicher Neffe, habe keine Fürstenhöfe besucht, edle Muhme, wo junge und alte Herren im Frauenzimmergemach feine Sitten sich aneignen — bin eine verkrüppelte, knorrige Tanne auf meiner Felszacke geworden, miserere! Glaubte meine Sache recht gut zu machen, lustig von der Leber weg — nun bin ich für Alle ein Eckstein gewesen, und mein armes, herzliebes Kind hat sich wohl gar das Füßchen an mir wund gestoßen, das thut mir wahrhaftig sehr weh. Es ist aber doch Alles die reine Wahrheit, und ich frage Euch nun in allem Ernste, könnt Ihr etwas gegen einen Eidam einzuwenden haben, wie der Sohn des Marschalls Rochus von Streitberg?"

Er hatte wirklich seinen Ton zuletzt geändert, so daß Frau von Rabenstein ihm darauf erwiederte: „Ich habe Euch schon gesagt, daß ich meinem Herrn überlasse, Euch zu antworten. Das Glück meines Kindes liegt mir aber zu sehr am Herzen, um es spottend und scherzend behandeln zu lassen. Meint Ihr es wirklich gut mit mir und Agnes, so gebt das auf. Hier ist meine Hand,

ich bin Euch nicht böse, aber wir wollen nun die Sache nicht mehr aufnehmen."

Der Diener kam mit Wein und Backwerk, welches letztere Junker Sebald besonders liebte. Er hatte nun seinen Frieden mit der Hausfrau geschlossen und fing, nachdem sie ihm kredenzt hatte, ganz unbefangen von anderen Dingen mit ihr zu plaudern an. Wolf aber fühlte sich nicht befriedigt, ihm stand immer noch Agnes' bleiches, liebliches Antlitz vor der Seele, und er hätte gern gewußt, ob nur ihr tief verletztes Gefühl, oder ein jähes Erschrecken, eine Furcht, ohne Herzensneigung ihre Hand vergeben zu sehen, die Rosen ihrer Wangen entfärbt habe. Ihm stand es freilich nicht zu, danach zu forschen! Den Junker von Streitberg kannte er wohl, er war erzogen als Edelknabe am Hofe des Markgrafen Johann von Brandenburg aus der Kurlinie, der gewöhnlich von seinem Sitze Hans von Küstrin genannt wurde; bei gewissen Verhandlungen, die seit drei oder vier Jahren insgeheim zwischen einigen deutschen Fürsten gepflogen wurden, Verhandlungen, zu denen der Markgraf Albrecht auch gezogen werden sollte, hatte Wolf den jungen Streitberg im Gefolge seines Herrn zuerst kennen gelernt, und ein gewisses Interesse daran gefunden, den Sohn des

Mannes zu sehen, welcher jetzt die Burg besaß, auf welcher er selbst ein Jahr vor dem gewaltsamen Tode seines Vaters noch geboren war. Wie er dachte, konnte er zwar nichts dagegen einwenden, daß Markgraf Casimir, nach seinem Acte strenger Justiz an einem seiner Diener, die Streitburg, auf welcher Cunz Schott als sein Amtmann gesessen, der jüngern Linie des alten Geschlechts, das von ihr den Namen führte, als Lehn zurückgegeben hatte, nachdem sie ihm nach dem Erlöschen der ältern anheimgefallen war. Aber zuweilen lebten doch in seinem Geiste Gedanken auf, wie Alles hätte anders sein können — der kluge ältere Freund, der sich seiner von Kindheit auf angenommen, des Markgrafen Kanzler Christoph Straß, hatte ihn darüber in schonender Weise belehrt! — und so konnte er den jungen Friedrich von Streitberg, der sich obenein in der Mark ein übermüthiges, pochendes Wesen angewöhnt zu haben schien, das der feinern, fränkischen Sitte seines Vaters ganz widersprach, nicht mit günstigen Augen ansehen. Seitdem war er aus dem Dienste des Neumärkers heimgekehrt und lebte, wie Schott wußte, auf der Streitburg unabhängig; er hatte ihn nicht wieder gesehen, wohl aber rühmen hören, und da er, wenn auch noch jung, doch immer drei

Jahre älter sein mochte, als Agnes, so stand der Verbindung in Allem, was Wolf übersehen konnte, nichts im Wege. Dennoch mußte in ihm das alte Gefühl der Abneigung, dessen Quelle er nicht verläugnete, in ihm noch nicht erstorben sein, daß ihm der Gedanke, seine nahe Verwandte als Braut des jungen Streitbergers zu sehen, immer mehr die Seelenruhe nahm. Er konnte sich nicht davon losreißen, und saß daher ziemlich theilnahmlos neben dem gesprächigen Oheim in der Laube, unbekümmert, oder nicht ahnend, daß ihn Frau Brigitte unablässig beobachtete. Er kannte die durchdringende Schärfe ihrer schönen, braunen Augen noch nicht, welche sein Bruder Conrad nicht ohne Grund Falkenaugen genannt hatte.

Sie stand endlich auf, unter dem Vorwande, ihre Schwägerin herab zu holen, in Wahrheit aber, um nach ihren Kindern zu sehen und Agnes' Herz zu erforschen. Die Eröffnung des Vetters war ihr selbst ebenso überraschend gewesen, da sie noch niemals ernstlich an eine Vermählung ihrer Töchter gedacht hatte, sie waren ihr fast unbemerkt zu Jungfrauen herangewachsen, während sie, die sich selbst noch so jung und kräftig fühlte, die Mädchen immer noch als Kinder ansah. Es geht vielen Müttern so. Agnes war auch noch

in ihrem ganzen Wesen ein Kind, ein fröhliches, harmloses Kind, und mußte die Wahl gerade auf sie fallen? Die Mutter erinnerte sich wohl, wo Friedrich von Streitberg zuerst ihre Töchter gesehen hatte, kurz nachdem er aus der Mark in seine fränkische Heimath zurückgekehrt war. Es war ein Fest in Bayreuth gewesen, vor zwei Jahren um dieselbe Zeit; der Adel des Landes hatte sich dort versammelt, und auch die Rabensteiner, als markgräfliche Vasallen, obschon ihr Erbe rings von bambergischem Grund und Boden umschlossen war, hatten sich dort eingefunden. Da hatte der Hofmarschall Rochus von Streitberg seinem alten Freunde Balthasar den Sohn, welcher heimgekehrt nun auf dem alten fränkischen Stammsitz bleiben sollte, vorgestellt und empfohlen. Beim Tanz, der den Tag beschloß, war der junge Friedrich dann auch den Mädchen genaht, und Beide hatten sich später, wie sich die Mutter wohl entsann, über ihn günstig ausgesprochen, obschon durchaus nicht in einer Weise, welche auf einen tiefern Eindruck hätte schließen lassen. Seitdem hatten sie sich nur noch ein einziges Mal gesehen, denn die Sitte der Zeit führte zwar die Männer oft genug zu Gesellenritten, Jagden und Gelagen zusammen, hielt aber die

Frauen davon fern, wenn nicht ganz außerordentliche Gelegenheiten, wie Hochzeit- und Kindtaufsfeste, große Bankette, Fürsten- und Reichstage auch das schöne Geschlecht zur Verherrlichung desselben herbeiführten. Wie dann die Schranken des Umgangs, welche die streng herrschende Sitte gezogen hatte, vor der stürmisch andringenden Flut der Lebenslust wichen, und die aufgeregten Wellen nach dem langen Zwange, der sie zurückgehalten, um so gewaltiger zusammenströmten, davon haben uns ehrliche und ehrbare Zeitgenossen wunderliche Dinge berichtet, auf welche auch Junker Sebald verblümt gegen den Freund und Vertrauten des Markgrafen Albrecht angespielt hatte. Von solchen üppigen Festen, und wenn sie noch so selten waren, hatte aber der ehrwürdige Balthasar von Rabenstein bei seiner Denkungsweise seine Frau und Kinder fern gehalten, und war auch auf dem erwähnten Landtage in Bayreuth zu rechter Zeit aufgebrochen.

„Ich bin noch Einer aus der alten Zeit!“ hatte er damals, wie bei mancher frühern Gelegenheit gesagt, wenn ihm seine Bekannten und Freunde Vorwürfe gemacht hatten, daß er seine Töchter so ganz wie Nonnen halte. Nur Rochus, der ihm näher befreundet war, hatte ihm Recht

gegeben, und noch unter vier Augen hinzugefügt: „Wenn Du es nicht ausgeschlagen hättest vor etlichen zwanzig Jahren, unsers jungen Fürsten Hofmeister zu werden, so stände es vielleicht anders! Ich will nichts gegen seine nachmalige Umgebung sagen, Hans von Seckendorff war ein ernster und frommer Mann, wie Du, und der Präceptor Christoph Beck hat ja in einer langen Rechtfertigung alle Vorwürfe, die vom Herzoge von Preußen seiner Erziehung gemacht wurden, widerlegt, aber ich sage doch, wenn Du Dich seiner angenommen hättest, wäre er unbeschadet seiner fürstlichen Mannhaftigkeit anders geworden.“

Balthasar hatte diese Rede, die ihn doch beschäftigte, nachmals seiner Frau erzählt, als er ihr die Beistimmung seines Freundes zu seinem Verhalten in Bayreuth, welches nicht ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte, mitgetheilt hatte. Seitdem war, wie gesagt, der Sohn des Marschalls nur ein einziges Mal in der Gesellschaft ihrer Kinder gewesen, als er seinen Besuch auf Schloß Rabenstein abgestattet, und auch da hatte er höchstens eine Stunde bei den Frauen verlebt, wiewohl er den ganzen Tag hier zugebracht hatte — so wollte es die Sitte. Frau Brigitte fragte

sich also, warum er, wenn ihm Agnes besonders gefallen habe, erst jetzt mit seiner Werbung, und obenein durch einen so wunderlichen Mittelsmann, wie den Junker Sebald, hervortrete, dessen Einfälle sich gar nicht berechnen ließen.

Sie fand ihre Töchter, wie sie sich wohl denken konnte, in bewegter Stimmung, gewiß hatte sich Agnes gegen die Schwester ausgesprochen, Beide hatten geweint. Als die Mutter eintrat und ihr Auge liebevoll auf ihr jüngstes Kind richtete, erblaßte Agnes von Neuem, und hatte den Muth nicht, dem Blicke der Mutter zu begegnen.

„Nun, Kind — habe Vertrauen zu mir," sagte diese sanft, indem sie Agnes an ihre Brust zog.

Adelheid aber trat unbemerkt weit zurück in die tiefe Fensternische, und sah in den Schloßhof hinab, um nicht zu belauschen, was zwischen der Mutter und ihrer Schwester vorging.

Unten im Schloßhofe erklang Hufschlag von mehreren Rossen, und wie Adelheid, aus ihren Gedanken dadurch geweckt, genau hinschaute, ritt eben der Vater mit seinen Leuten ein. Sie verkündigte es laut, und Frau von Rabenstein, freudig überrascht, küßte Agnes und rief: „So ist auf einmal aller Noth abgeholfen! Wir wissen, daß

wir Alles in die rechten Hände legen können!" Sie eilte ihrem Herrn entgegen, wie sie immer gewohnt war, mit der rechten Freude im Herzen, in diesem Momente ganz besonders. Agnes hatte sich in jungfräulicher Schamhaftigkeit doch nicht völlig gegen sie ausgesprochen, zum ersten Male in ihrem Leben war die Mutter unsicher, der klare Born des Herzens, in welchem sie bis auf den Grund sehen konnte, hatte seine Wellen vor ihrem Blicke verdunkelt. Sie wollte ihr Kind nicht quälen, das Vertrauen, dessen sie gewiß war, fand sich wohl bald von selbst, aber wie sie das mit zärtlicher Liebkosung dem bleichen, weinenden Kinde gesagt, da hatte sich Agnes an ihren Busen fester geschmiegt, hatte nicht von ihr lassen wollen — und der Mutter in ihren Zweifeln war die plötzliche Unterbrechung, welche durch den freudigsten Anlaß die Spannung des Moments löste, hoch willkommen gewesen. Im Durchgange des Hauses begegnete sie dem Vetter Sebald mit Wolf, denen die Ankunft des Schloßherrn schon bekannt geworden war, weil der Diener die Herrin noch im Garten gesucht hatte.

„Heut kein Wort, Vetter — versprecht mir das!" bat Frau von Rabenstein mit dringendem Tone, als sie mit Sebald zusammentraf.

„Ich verspreche es Euch, Frau Brigitte!" erwiederte Sebald ernster, als gewöhnlich. „Eine gute Frucht muß reif werden."

Da trat schon Herr Balthasar in das Portal, und es gab ein fröhliches Willkommen. Wolf Schott sah mit wahrem Wohlgefallen auf die hohe, ehrwürdige Gestalt seines Oheims, welche das Alter weder gebeugt, noch ihres stattlichen Ganges beraubt hatte; das volle Silberhaar ruhte in einer schweren Welle über dem starken Nacken des Greises; Sebald zu ihm hinaufschauend, als er vor ihm her seinen Töchtern entgegen ging, machte den Neffen darauf aufmerksam.

„Und er ist zwei Jahre älter, als ich, an dem der Zahn der Zeit mehr abgenagt!" sagte er halblaut. „Wer kann sagen, daß er nicht vollkommen zu seiner Frau paßt, wenn sie auch ein Vierteljahrhundert jünger ist. — Wir sind hier eigentlich vom Uebel, werthester Neffe und Rath — wollen uns heimlich wieder in unser Lustgärtlein verziehen und unsern angenehmen Discurs fortsetzen, bis man unsrer begehren wird."

Aber Herr Balthasar, nachdem er die Seinigen herzlich begrüßt, nahm gleich wieder die Gäste in Anspruch und führte sie in das große Zimmer, von wo er sich nur eine Minute entfernte, um

sich des Hutes und Schwertes, wie der großen Reiterstiefeln zu entledigen, während auch Frau von Schott erschien, den Bruder willkommen zu heißen. Willkommen im Herzen war er ihr nicht, denn der erste Gedanke, den seine plötzliche Ankunft in ihr hervorrief, war an Conrad — gewiß blieb nun Sebald noch länger auf Rabenstein, und sie durfte kaum hoffen, dem Sohne ihr Versprechen halten zu können. Hätte sie gar erst gewußt, was in ihrer Abwesenheit zur Sprache gekommen war, wichtig genug, um Sebald morgen hier zu fesseln, so würde sie auch die schwache Hoffnung, die sie noch hegte, aufgegeben haben. Die Begrüßung zwischen ihr und ihrem Bruder entsprach ganz ihrem Verhältnisse, von Balthasar's Seite ruhige Freundlichkeit, von der Judith's beinahe Frost. Wie viele Jahre auch dahin gerollt waren, seit sie sich zuerst ihm entfremdet hatte, wie lange sie auch schon bei ihm ihre letzte, einzige Freistatt gefunden, die sie nur von der Nothwendigkeit gezwungen angenommen hatte, so war sie doch bis auf diese Stunde nicht fähig geworden, zu vergessen, daß er einst zu den strengsten Gegnern ihres Gatten gehört, daß er sogar die Waffen gegen ihn geführt hatte. Balthasar, meinte sie, wäre der Einzige gewesen, welcher den Zorn des Mark-

grafen hätte wenden können, und er hatte es in seiner felsenharten Gesinnung verschmäht. Wie sehr sie dem Bruder unrecht that, war ihr oft genug in vertraulicher Stunde von Brigitten, ihrer Schwägerin, vorgehalten worden, ohne das Mindeste in ihrer Meinung zu ändern: felsenhart war auch sie, nur in einer andern Beziehung.

Heut mochte noch der beunruhigende Gedanke, daß sie nun ihren unglücklichen Sohn vielleicht vergebens werde harren lassen, auf ihr Benehmen gegen den Bruder von Einfluß sein, denn es fiel auch Wolf verletzend auf.

„Ein junger Liebhaber kann keinen stärkern Gewaltritt machen,“ sagte sie, nachdem sie ihre kalte Hand flüchtig in die Rechte Balthasar's gelegt hatte, „als Du ihn heut gemacht haben mußt. Du hast ja Wolf beinahe überholt.“

„Bin ich auch nicht mehr jung, lieb haben werde ich darum doch, was mir einmal lieb ist,“ erwiederte Balthasar und winkte, daß sich Alles im trauten Kreise um ihn her setzen mußte. Er fragte nun nach Allem, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, erkundigte sich nach Sebald's „Hausobrigkeit,“ wie auch er sie, in den Scherz des Vetters eingehend, nannte, und erzählte dann Manches aus bekannten Familien, das ihm bei

der Zusammenkunft in Bayreuth mitgetheilt worden war; auch vom Markgrafen sprach er, den er heiter und frischen Muthes, wie immer, getroffen, aber doch nicht so gesund von Aussehen, wie sonst.

„Ist er krank gewesen?" wandte er sich an Wolf.

„Das nicht, aber er hat vor Magdeburg so viel Widerwärtigkeit gehabt, daß auch seine heitere Laune sehr getrübt war, und sich nur wieder gefunden hat, als er in's Voigtland herüber kam und sein Franken, seine Getreuen wiedersah. Ich habe meinen Herrn oft nicht wieder erkannt. Auf ihm ruhte die Last des ganzen Krieges allein, der Kurfürst von Sachsen saß daheim mit anderen Dingen beschäftigt, und überließ ihm, sich mit dem kaiserlichen Commissarius zu verständigen, der nur immer von Ersparniß der Kriegskosten sprach, und — kein Geld schaffte, so daß die Truppen schon im vergangenen Monat stürmisch ihren Sold forderten und, wenn sie nicht hungern wollten, in der ganzen Gegend plündernd umherschweiften, selbst mit dem Feinde in Gespräch und Verbrüderung sich einließen, und nur durch die furchtbarste Strenge zur Zucht und Ordnung zurückgebracht werden konnten."

„Und diese hat doch Herr Albrecht walten

lassen?" fragte Wolf's Mutter mit einem bittern Ausdruck, welchen nur ihr Bruder nach seinem vollen Sinne verstand. Alles, was in ihr Erinnerungen an ihre traurige Vergangenheit weckte, hatte auf sie diesen verbitternden Einfluß. Dem Hause Brandenburg-Culmbach war sie eine Todfeindin.

„Der Fürst hat gethan, was seine Pflicht gebot," erwiederte Wolf. „Wie wenig er aber dabei seine eigene Person im Auge behielt, zeigt, daß er einen Hakenschützen, der ihm selbst einen Gaul erschossen, nicht bestrafte, obschon ihm der Kurfürst Moritz, wie ich selbst gelesen, dringend anlag, den Mann an den Galgen zu bringen. Wie es außerdem überhaupt mit dem Gehorsam beschaffen, wenn Geschwader verschiedener Herren unter einem Befehl zusammenstoßen, brauche ich Euch, Oheim Balthasar, nicht erst zu sagen. Jeder will auf seine eigene Hand reiten und rennen, Ehre und Beute gewinnen! Es verging kein Tag und keine Nacht, wo unsere Reiter nicht haufenweise, ohne Ordnung und Zusammenhalten, aus dem Lager ausbrachen, sobald sich nur ein Trupp von zehn Pferden von den Magdeburgern außerhalb der Mauern zeigte. Der Markgraf that, was er konnte, ermahnte, strafte, aber er hatte doch

zu viel Rücksichten zu nehmen, und so ist es ein Glück, daß endlich durch Hans von Heideck ein Waffenstillstand vermittelt worden ist, der ihm erlaubte, auf einige Zeit nach Franken zurückzukehren."

„Und wird er nun im Lande bleiben, sich endlich ein fürstliches Gemahl heimführen und Haus und Hof halten, wie seine Vorfahren gethan?" rief Sebald von seinem hohen Stuhle herab. „Wird unser feiner Herr Vetter vielleicht bald wieder mit einer stillen Werbung beauftragt werden, wie vor drei Jahren?"

„Ich war damit nicht beauftragt, Oheim Sebald," erwiederte Wolf, „ich mußte nur den Ueberbringer des Schreibens nach London begleiten. Welche Beweggründe mein Herr auch haben mochte, sich um die Hand der Prinzessin Maria zu bewerben, glaubt mir, er ist jetzt sehr zufrieden, daß diese Unterhandlungen sich zerschlagen haben. An eine Vermählung denkt er vor der Hand wohl nicht — die Zeit ist ernst, und sein Schwert wird wohl noch lange nicht rasten dürfen."

„Erzählt uns etwas von England, Wolf!" sagte Sebald. „Ist die Prinzessin Maria schön?"

Wolf gab eine kurze Schilderung ihrer Persönlichkeit, welche die aufmerksam lauschenden Frauen eben nicht für Maria von England, die

Tochter Heinrich's VIII. und der verstoßenen Katharina von Aragonien, einnahm. Daß sie die Thronerbin von England war, fiel bei ihnen nicht in die Wagschale. Welche Pläne der Kaiser hatte, seinen Sohn Philipp mit ihr zu vermählen, wie es auch später geschah, konnte hier freilich Niemand ahnen, doch äußerte Herr Balthasar: „Es möchte im Lande wohl Manches sich anders gestaltet haben, wenn die Prinzessin als des Markgrafen Gemahlin auf die Plassenburg eingezogen wäre."

Er ließ sich darüber aus Rücksicht auf seinen Vetter Sebald, der ein strenggläubiger Katholik war, nicht weiter aus, und schwieg sogar, als dieser lebhaft den Gedanken aufnahm und ausrief: „Wär's nicht ein Segen für die Christenheit und gerade recht an der Zeit, wenn der Zwiespalt deutscher Nation in Glaubenssachen wieder durch einen klugen Fürsten geschlossen würde?"

Der Abend war über diesen Gesprächen eingebrochen, und ehe sich die Familie trennte, hatte Sebald auf die Einladung des Schloßherrn schon zugesagt, den morgenden Tag noch hier zu bleiben. Was sollte Frau Judith nun thun, um Conrad wenigstens eine Nachricht zukommen zu lassen?

Fünftes Kapitel.

Es war für heut zu spät und der alte Herr vom weiten Ritte zu ermüdet, als daß seine Gattin noch am Abende, als sie mit ihm allein war, die wichtige Angelegenheit, die ihr Mutterherz beschäftigte, mit ihm hätte berathen können. Vielleicht würde sie es doch gethan haben, wenn sie nur selbst darüber im Klaren gewesen wäre, aber sie hatte nur das Bewußtsein, daß sich das Herz ihres Kindes schamhaft vor ihr verschlossen hatte, und verbarg daher ihr Geheimniß für heut vor dem Gemahl, vor welchem sie doch sonst keine Geheimnisse zu hegen pflegte. Er schlummerte dann so ruhig, und sie konnte den Schlaf lange nicht finden.

Am Morgen aber, als der Sonnenstrahl zu früher Stunde in die Fenster schien und Alles hell und freundlich um sie war, da konnte sie nicht länger schweigen. Balthasar wollte eben das Schlafgemach verlassen, sie bat ihn, noch einen Augenblick zu verziehen, und theilte ihm in verständigen, kurzen Worten mit, was Sebald von Dornegg gestern vorgetragen hatte. Der Vater sah wohl verwundert auf, er hörte sie aber ruhig an, und als sie ausgesprochen hatte, erwiederte er: „Das ist eine seltsame Werbung! Ich bin jetzt mit dem alten Rochus zusammen gewesen und sollte meinen, daß er mir, befreundet wie wir sind, ein Wort gesagt haben würde, wenn er an eine Heirath zwischen unsern Kindern dächte. Sollte also der Fritz hinter seinem Rücken gehandelt haben? Oder hat sich der kleine Vetter in seiner Weise einen Spaß gemacht, um das Kind zu necken?“

„Er betheuerte, daß es Ernst sei, und war ganz erstaunt, als ich ihm Vorwürfe machte, in Gegenwart der Kinder und Wolf's davon gesprochen zu haben,“ erwiederte Brigitte. „Agnes that mir so leid!“

„Und wenn es Ernst ist und man mit dem Sebald nicht rechten kann, weil er nun einmal

nicht ist, wie andere vernünftige Menschen, so muß doch dem Junker bedeutet werden, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hat. Ich hab nichts gegen ihn, er ist der Sohn meines alten Freundes, und wenn Rochus es wünscht, so werde ich ihm mein Kind nicht abschlagen — aber Alles muß in seiner Ordnung geschehen. Ich werde dem Sebald das sagen."

„Und Agnes?" entgegnete die Mutter sanft. „Wirst Du nicht vorher wissen wollen, wie unser Kind über den Freier denkt? Es wäre gut, ich spräche mit ihr, ehe Du Sebald ein Wort sagst. Gestern war ich im Begriff, mit ihr zu reden, da sie ganz verwirrt und beschämt hinweg gegangen war, aber Deine Ankunft unterbrach uns, und nachher fand sich keine Gelegenheit mehr. Laß mir nur eine Viertelstunde Zeit, geh' nicht eher hinab, damit Du dem Sebald nicht begegnest und mit ihm sprechen mußt."

Balthasar legte seine Hand auf ihre Schulter und sah ihr lächelnd in das helle, braune Auge. — „Bist Du auch vorher viel gefragt worden, als ich bei Deinem Vater gesegneten Andenkens um Dich warb? Hätten sie Dich gefragt, Du würdest wohl Nein gesagt haben, den Alten, der dreißig Jahre älter war, als Du, zu nehmen!"

„Dreißig Jahre!“ rief sie eifrig. „Willst Du Dich zum Methusalem gegen mich machen? Ich bin kaum zwanzig Jahre jünger, und wenn mich mein Vater gefragt hätte, so würde ich ebenso freudig Ja gesagt haben, wie nachher vor dem Altare, denn ich kannte keinen Mann, der mir besser gefiel, als Herr Balthasar von Rabenstein, wenn er auch kein junger Fant mehr war. Laß mich mit der Agerle reden!“

Der Vater willigte ein, und sie verließ mit einem dankbaren Blicke das Gemach. Die Viertelstunde, welche sie sich ausbedungen hatte, währte aber sehr lange. Endlich kam sie zurück, und Balthasar bemerkte sogleich, daß sie ihren Zweck nicht ganz erreicht hatte. „Ich werde aus dem Kinde nicht klug,“ sagte sie. „Das ungeschickte Benehmen des Vetters hat sie so erschreckt und verschüchtert, daß sie gar nicht wieder zu kennen ist — ich kann Dir weiter nichts sagen, als daß sie als eine gehorsame Tochter Alles thun wird, was Du befiehlst. Wir müssen ihr heut schon gestatten, sich gar nicht sehen zu lassen, sie schämt sich vor den beiden fremden Männern, und der Gedanke, daß sie sich verheirathen soll, ist ihr wohl noch nie gekommen, denn sie ist davon, wie ich Dir sage, so überrascht worden, daß sie selbst gegen

mich ihr kindliches Vertrauen verloren hat. Rede also gar nicht mit ihr, bis Sebald fort ist, und stelle ihm vor, was Du für gut hältst. Auf keinen Fall darf er dem jungen Menschen, der sich's auf eine so unpassende Weise leicht gemacht hat, eine bestimmte Hoffnung mitbringen, das ist meine Meinung, doch magst Du natürlich bestimmen, was Dir gut dünkt, ich werde damit auch zufrieden sein. Nur, mein herzlieber Herr, daß unser Kind glücklich wird!"

„Will ich es denn anders?" erwiederte er, und das Ehepaar, das im Aeußern so wenig, von Herz und Gemüth aber so ganz zusammen paßte, begab sich in das große Wohnzimmer im Erdgeschoß, wo die Familie und die Gäste, wenn solche auf Rabenstein waren, sich immer vereinigten. Junker Sebald war schon unten. Als der Schloßherr und seine Hauswirthin eintraten, schnellte er sich von dem hohen Sessel, den er erklettert hatte, herab, und bot ihnen einen guten Morgen. Balthasar reichte ihm die Hand, und Frau Brigitte, nachdem sie seinen Gruß freundlich erwiedert und nach der verlebten Nacht gefragt hatte, begab sich wieder hinweg, um das Frühstück zu beschicken. So blieben die beiden Männer zum ungestörten Aussprechen allein.

Sebald warf einen hurtigen Blick zu seinem Wirth empor und kratzte sich sogleich hinter den Ohren, denn er sah schon, daß Balthasar von Allem unterrichtet und nicht eben günstig gestimmt war. Indessen hatte er nun einmal gethan, was sich nicht mehr ändern ließ, und war ja schon im Voraus überzeugt gewesen, daß er einen kleinen Sturm zu bestehen habe — an solchem fand er aber gerade seine Lust.

„Vetter Sebald," begann Balthasar, indem er dem kleinen Herrn winkte, sich wieder zu setzen, und ihm die Fußbank unterschob, „Du hast gestern wieder einmal Deinem Leibgaul den Zügel schießen lassen —"

„Oh, oh!" unterbrach ihn Sebald. „Mein Gaul ist so sittig, daß wenn ich ihm auch den Zügel schießen lasse, er dennoch im sanften Schritt bleibt. Ich hätte ihn aber aufputzen sollen, Schweif und Mähnen mit bunten Bändern durchflechten, blau und silbern, wie es den Farben meines jungen Freundes geziemt — so kann ich offen sagen, denn ich sehe ja, daß Du schon Alles weißt, und wenn Du mir den Kopf waschen willst, wasche zu, ich halte still."

„Sebald, ich bin nicht aufgelegt, mit Dir zu spaßen," versetzte Balthasar. „Du weißt auch

recht gut, was ich meine, wenn ich von Deinem Leibgaul sprach, daß ich darunter nicht Deinen gelben Klepper verstehe, sondern Deine tolle Laune. Was hat Dir mein armes Kind gethan, daß Du ihr solche Beschämung bereitest? Freut es Dich, wenn sie weint?"

„Weiß Gott, Balthasar, das habe ich nicht gewollt!" versicherte Sebald, von diesen Worten wahrhaft betroffen. „Wenn ich auch wohl denken konnte, daß sie nach Jungfernart ein Paar Thränchen vergießen würde, so glaubte ich doch, es würden Thränen der Freude sein, die brennen nicht — und da wir Alle so glücklich beisammen waren, Dich freilich ausgenommen, so konnte ich's nicht länger auf dem Herzen behalten, es floß über, ich mochte wollen oder nicht."

Ein Wort dieser rasch gesprochenen Rede hatte Balthasar's Vatergefühl besonders verletzt, und er ließ es nicht ungeahndet hingehen. „Du denkst von meiner Tochter sehr gering, wenn Du glauben konntest, sie werde Thränen der Freude weinen, daß Du ihr einen Freiersmann anträgst!" sagte er mit strengem Tone.

„Aber, guter Balthasar — wir sind doch auch einmal jung gewesen," erwiederte Sebald betreten. „Junges Volk hat doch nun einmal Gefallen an

einander, und wer sich nicht verstellen kann, der verräth sich, mag's auch noch so züchtig und jungfräulich sein! Wenn ich nun wußte, daß es sich also verhielt — warum sollte ich nicht glauben, daß es nicht Thränen des Grames sein würden, die mein offenes Wort hervorrief? Ich freute mich ja selbst wie ein Kind darüber!"

„Was wußtest Du?" fragte Balthasar mit steigendem Unwillen. „Was sprichst Du da von Verstellen und Verrathen? Wir sind nun einmal so weit gekommen, geh' gerade mit der Sprache heraus, wenn Du mich nicht erzürnen willst!"

„Väter, habe ich mir sagen lassen, und auch Mütter zuweilen, selbst wenn sie noch so scharfblickend sind, erfahren am letzten, wie es in den Herzen ihrer Kinder aussieht," erwiederte Sebald. „Ich rede nicht in's Blaue hinein und handle auch nicht so. Wenn aber ein junger Sproß aus edlem Hause sich mir offenbart, mir seinen Entschluß ankündigt, sich um die Tochter meines nächsten Vetters und Freundes zu bewerben, werde ich ihm nicht meine Vermittelung weihen? Und wenn er mir auf meine sorgliche Frage, denn ich liebe ja mein Pathkind, als wär's mein eigenes, antwortet, daß er ganz und gar sicher ist, die Zu-

neigung des Mägdleins zu besitzen — sage selbst, Balthasar! —"

Hier unterbrach ihn Balthasar durch eine so heftige Bewegung, daß er inne hielt und ihn fragend und stumm ansah. Balthasar aber mäßigte sich sogleich und gewann wieder die Würde der Haltung, welche ihm eigen war und nur selten sich stören ließ. „Ich kann Dir nur sagen," entgegnete er, „daß Du die Liebe, welche Du zu Deinem Pathkinde trägst, auf eine andere Weise hättest beweisen sollen, als Du gethan. Doch will ich mit Dir nicht weiter deshalb rechten. Wenn Du wirklich den Auftrag übernommen hast, für den Junker Friedrich von Streitberg bei mir um meine Tochter Agnes zu werben, so will ich Dir gleich Bescheid geben. Ich bin ein Freund der alten guten Sitte, und kann daher die neuen Wege, die Ihr Beide eingeschlagen habt, nicht mit Euch gehen. Sag' ihm das."

„Verstehe ich Dich recht," versetzte Sebald, der bei dem ihm gemachten Vorwurfe sich vielleicht getroffen fühlte und deshalb stark mit den Augen zwinkerte, „so willst Du, daß der Fritz selbst in aller Form oder etwa der Marschall Rochus —"

„Er mag sich selbst überlegen, ob er die Achtung, die er mir und meinem Hause schuldig ist,

bewahrt oder verletzt, und ob er danach Hoffnung hat, seinen Antrag, auch wenn er ihn nachträglich in schicklicher Weise anbringt, erfüllt zu sehen," erwiederte Balthasar.

„Aber Du schlägst es doch nicht im Voraus rund ab?" fragte Sebald besorgt.

„Für Dich, ja!" entschied der Schloßherr.

„O weh! Aber wenn Dein alter und geschätzter Freund Rochus, der Hofmarschall Deines Markgrafen und Lehnsherrn, in Person zu Dir käme, und für seinen Sohn die Werbung anbrächte?"

„Dann wäre ich es meinem alten Freunde schuldig, ihm, wenn ich sie dennoch abschlagen müßte, wenigstens die Gründe auseinander zu setzen, welche mich dazu bewegen."

„Du willst mir doch nicht den Funken von Hoffnung lassen," fragte Sebald, seine unruhigen Augen auf einmal zu einem festen Blicke auf den ernsten Greis bannend, „nur um die Genugthuung zu haben, einen förmlichen und feierlichen Antrag abschlagen zu können, zur Strafe für Fritz und mich?"

„Ich habe mein letztes Wort gesprochen," erwiederte Balthasar, und war nicht unzufrieden, daß der Eintritt seines Neffen Wolf, und gleich darauf auch die Rückkehr der Hausfrau die Fortsetzung

des für ihn lästigen Gesprächs hinderte. Das Frühstück wurde aufgetragen; Frau von Schott und die Mädchen erschienen nicht, um daran Theil zu nehmen. Nachdem die Anwesenden in leichter Unterhaltung, welche meist von Frau Brigitten belebt wurde, das Mahl genossen hatten, ging Sebald hinaus, um seinem Buben einen Auftrag zu geben, und Wolf, der gegen seine heitere und offene Weise etwas einsilbig und zurückhaltend gewesen war, richtete nun einen fragenden Blick auf seine Base, sie verstand ihn wohl und nickte ihm leicht zu. Er wollte ohne Zweifel wissen, ob sie schon mit ihrem Herrn über die wichtige Angelegenheit, welche gestern so öffentlich behandelt worden, gesprochen habe. Doch war sie ernst dabei, und Wolf konnte nicht deuten, ob ihr bejahendes Zeichen auch noch die zweite Frage beantwortete, die ihm sehr am Herzen lag. Wie hatte der Vater es aufgenommen?

Balthasar fragte nach seiner Schwester: Wolf hatte die Mutter heut noch nicht gesehen. Unaufgefordert hatte im ganzen Schlosse nur Agnes das Recht, das Zimmer der Frau Judith zu betreten, selbst der Sohn durfte es nicht. Doch glaubte er heut einmal den Bann brechen zu können — ihm war eingefallen, wie traulich sich Agnes seiner

Mutter angeschmiegt hatte, er wußte durch Adelheid, die es ihm lächelnd vertraut, daß Agnes bei ihr einen großen Vorzug vor ihr genösse; vielleicht hatte seine Mutter einen Schlüssel zu Agnes' Herzen, und konnte darum wissen, was ihn beunruhigte, denn er nahm den lebhaftesten Antheil an dem, was gestern Sebald's Rücksichtslosigkeit herbeigeführt hatte, war er ja doch Agnes' naher Verwandter und älterer Freund. So erklärte er denn, nach der Mutter fragen zu wollen, und ließ den Oheim mit seiner Gattin allein, der nun das neue Licht, welches ihm aus Sebald's Worten über den Schritt des jungen Streitberg aufgegangen war, gleich zur Sprache brachte. Er hatte sich gegen Sebald beherrscht, nun aber brach sein Unwille drohend aus.

„Hat sie sich in solcher Weise vergessen können, daß ein eitler Geck glauben darf, sie sei in ihn verliebt, so mag sie zusehen!" rief er. „Ich lege es in Deine Hand, Brigitte, die Wahrheit zu erforschen — Du kannst es, und ich weiß, Du wirst sie, mag es sein, wie es will, vor mir nicht verheimlichen."

„Dir verhehle ich nichts, Balthasar," erwiederte sie, bewegt von der Gefahr, welche sie über dem Haupte ihres Kindes schweben sah.

„Nur —“ setzte sie furchtsam hinzu — „wenn er ihr doch lieb geworden sein sollte —?“

„Lieb geworden, wodurch?“ entgegnete er. „Beim Tanz, beim Spiel in wenigen Stunden? Kennt sie ihn, weiß sie etwas von ihm? Durch bloße Augenlust lieb werden, das eben ist es, was die Weiber berückt, und soll ich die Erbsünde auch an meinem Kinde gutheißen, indem ich den Weg des Freiers, dem sie schon ein Recht gegeben hat, recht breit und bequem mache? Das ist meine Art nicht, ich halte auf altdeutsche Zucht und Sitte, davon will ich keines Sandkorns Schwere missen, am wenigsten in meinem Hause.“

„Denke ich denn anders, als Du?“ versetzte sie. „Du kränkst mich, Balthasar, wenn Du hier von Erbsünde sprichst. Soll etwa Agnes von mir den Sinn geerbt haben, den Du mit Recht so hart tadelst? An unserm Kinde wirst Du ihn aber so wenig finden, als an mir!“

„Ich sprach von der Erbsünde, deren wir Alle theilhaftig geworden, nicht von Dir,“ erwiederte Balthasar schon ruhiger. „Es soll mich freuen, wenn die Behauptung des jungen Narren falsch ist, und er sich nur eingebildet hat, durch seine kecke Weise dem unerfahrenen Kinde den Kopf verdreht zu haben. Um so weniger verdient er

mein Jawort. Geh' jetzt, Brigitte. Suche Agnes zu erforschen und — sei recht freundlich gegen sie, verschüchtere sie nicht noch mehr, hörst Du?"

Lächelnd und im Herzen froh, daß seine Vaterliebe auch diese harte Probe so schnell bestanden hatte, versprach ihm Brigitte, was er gefordert, und begab sich nun in das Thurmgemach ihrer Kinder, um vorsichtig und gütig da wieder anzuknüpfen, wo sie gestern durch die Ankunft ihres Gemahls unterbrochen worden war.

Der kleine Herr hatte denn richtig die ganze Familie dreifach zersprengt, und da er selbst ein gegründetes Bedenken vor einer neuen Zwiesprach unter vier Augen mit seinem Vetter trug, so schlenderte er, nachdem er im Stalle seinem schmächtigen Reitbuben, den er zum Spotte den Namen Speck gegeben, vor der Hand befohlen hatte, sich für den Nachmittag zur Heimkehr nach Tüchersfeld bereit zu halten, in aller Gemächlichkeit nach dem kleinen Garten, wo er sich in die Laube setzte und eine kleine Schreibtafel hervorzog, in welche er nach einigem Besinnen zu schreiben begann. Es schien ihn viel Kopfbrechens zu kosten, seine Gedanken auf das Pergament zu bringen, denn er biß oft in den Griffel und starrte lange vor sich hin, dann schlug er sich damit wie verzwei-

felt vor den Kopf, als wolle er herausklopfen, was er darin suchte, und plötzlich strich er wieder aus, was er schon geschrieben hatte, schrieb hastig von Neuem und stieß auch wohl ein kurzes, freudiges Kichern aus. Ein seelenkundiger Beobachter würde bald errathen haben, was der kleine alte Herr ganz im Stillen hier trieb, doch war kein sterbliches Auge nah, ihn zu belauschen, als das eines Raubvogels, der hoch über ihm in den Lüften kreiste, und von diesem hatte er keinen Verrath zu fürchten. Junker Sebald dichtete!

Endlich hörte er Tritte hinter sich. Mit der ihm eigenen Behendigkeit aller Bewegungen verbarg er schnell die Schreibtafel in seinem Rocke, ehe er sich umdrehte, zu sehen, wer sich zu ihm geselle. Es war Frau Schott mit ihrem Sohne. Sie hatte Niemand hier zu finden erwartet und redete Sebald mit der verwunderten Frage an, warum er die Einsamkeit suche und wo ihr Bruder sei? Die letzte Frage konnte, die erste wollte Sebald nicht beantworten, er schlug sich daher mit einem bloßen Achselzucken durch, schoß einen prüfenden Blick auf den Neffen ab, und sagte dann, wenig davon befriedigt: „Wenn Ihr, liebwertheste Muhme, denn wirklich meiner Alten Euren Besuch zugedacht habt, wie wäre es, wenn Ihr heute schon

kämet? Mir würdet Ihr damit auch einen großen Gefallen thun, einmal hätte ich Gelegenheit, Euch unterwegs Ritterdienste zu leisten, andererseits habe ich schon längst einen Argwohn, daß sich meine Alte daheim meine Abwesenheit zu Nutz macht, und allerlei Allotria treibt, so könnte ich sie vielleicht einmal in flagranti ertappen, wie wir Studenten zu sagen pflegen. Wollt Ihr mich also heut noch auf den Kohlstein begleiten?"

„Ihr habt ja meinem Bruder versprochen, bis morgen zu bleiben?" entgegnete Frau Judith.

„Die Eifersucht, traute Muhme! Ich reite bestimmt — wenn Ihr Euch also nicht durch den markgräflichen Rath und künftigen Kanzlar abhalten lasset, der aber doch noch drei Tage hier verweilet und sich getrösten wird —"

„Ich begleite Euch!" sagte Frau Judith entschieden, ohne den Schluß seiner Rede abzuwarten. Sie setzte sich dann mit ihm wieder in die Laube und fing ein gleichgültiges Gespräch an; wie es schien, hatte sie von der Angelegenheit, welche sonst das ganze Haus Rabenstein bewegte, noch keine Ahnung, indessen war Junker Sebald doch auf seiner Hut und ließ immer wieder, so oft er es unbemerkt thun konnte, seine Augen nach Wolf spähen, der an die niedrige Mauer getreten war,

und über das Felsenthal hinaus nach den jenseitigen Höhen blickte. Wie sehr hatte sich der Wolf verändert, seit er ihn zuletzt gesehen hatte, und seltsam! gestern war diese Veränderung noch gar nicht hervorgetreten: da mußte die Luft seiner Heimath, die ihn wieder umwehte, noch einmal seinen alten, fröhlichen Sinn geweckt haben, welcher dann freilich bald genug in den jetzigen schweigsamen Ernst, den er in der Fremde angenommen hatte, zurückgefallen war. Wie hatte er aber nur in der Umgebung, ja in der unmittelbaren Nähe des lebenslustigen, ausgelassenen Markgrafen diese ernste Richtung annehmen können? Das war ein Räthsel, das den kleinen Herrn beschäftigte, so daß er nicht immer auf die etwas eintönige Rede seiner Nachbarin hörte; sie verlangte aber selten eine Antwort, denn sie sprach von alten Zeiten, und Sebald hätte wohl merken können, wenn er recht Acht gegeben hätte, daß manches Wort auf ihren Sohn, welcher die alte Zeit nur zu sehr vergessen hatte, berechnet war. Nach einer Weile fand sich endlich auch Balthasar ein, und hinter ihm in der Pforte erschien seine Frau — Sebald blickte wahrhaft sehnsüchtig hin, ob nicht auch die lieben, rosigen Schwestern kommen würden. Sollte er sie denn wirklich aus seiner Nähe verscheucht

haben und von Rabenstein heut scheiden müssen, ohne sie noch einmal zu sehen und Agnes zu versöhnen?

Der Schloßherr nahte sich mit seiner gewohnten klaren und wohlwollenden Miene; keine Spur des Schattens, welchen heut das Gespräch mit Sebald über seine Züge geworfen hatte, war mehr zu bemerken, und der kleine Herr glitt schnell von der Bank, um ihm entgegen zu gehen. Er hoffte jetzt mit Zuversicht, nicht ohne einen günstigen Bescheid abreiten zu können. Frau Brigitte erschien ihm ebenfalls so zufrieden, so behaglich!

„Herr Vetter, ich muß doch nach Hause!“ sagte er. „Ich habe es schon Deiner Schwester gesagt, es leidet mich nicht länger hier, es zieht mich fort, ich muß reiten. Frau Judith hat meiner Alten zugesagt, sie fährt mit, wenn Du ihr das Wägele giebst. Bald hoffe ich auch Dir zu hören.“

„Ja, Alter, wenn Dich's heim zieht, will ich Dich nicht bitten,“ erwiederte Balthasar mit seiner vollen frühern Herzlichkeit. „Deine Hausobrigkeit würde mir es schlecht danken. Was Du von mir hören willst, kann ich Dir gleich hier sagen, in aller Freundschaft, wie es unter uns nimmer anders sein kann. Du hast gemeint, da Alles so traut zusammen war, und es doch Alle anging,

frei vom Herzen reden zu müssen — nun, so habe ich auch nicht hinter dem Berge zu halten. Judith ist gestern nicht dabei gewesen, sie weiß aber schon Alles. Mein letztes Wort hast Du schon gehört, dabei muß es verbleiben. Sage aber noch dem Streitberger, ich meine dem jungen, daß er sich des eiteln Gedankens entschlagen soll, Du weißt schon, welchen ich meine! Er hat nicht den mindesten Grund dazu, sich dergleichen einzubilden, das verbürgt ihm Balthasar von Rabenstein mit seinem Worte, das er noch niemals leichtsinnig gegeben hat." Aller Augen hingen an dem ehrwürdigen Greise, als er dies mit ruhigem Ton und klarem Blicke sprach, so konnte wohl Niemand beobachten, welchen Eindruck die Worte besonders auf Wolf machten.

„Es thut mir leid, sehr leid, daß ich keine tröstlichere Botschaft nach Hause bringen kann," sagte Sebald, den Kopf langsam schüttelnd. „Denn auch meine Alte freute sich in dem Gedanken, da sie Alles recht und wohl zusammen passend fand. Du mußt es aber besser wissen, und Frau Brigitte am allerbesten. Ich hab's wohl verschüttet — kann mir's denken. Das aber sag' ich Dir, Balthasar," setzte er mit einer gewissen Energie hinzu, „aufgeben wird es der Fritz nicht, und Dein

Freund Rochus mag als ein Mann von der fürstlichen Hofstatt, obwohl dermalen keine Fürstin vorhanden, die Sache seines Sohnes auf geschicktere Weise führen, als der arme Sebaldus Dornegg, der es nicht einmal bis zum Hofnarren hat bringen können, obschon ihm in seiner Jugend dazu stattliche Anerbietungen gemacht worden sind. So will ich es denn dem Rochus überlassen und meinen Kopf aus der Schlinge ziehen. Zur Hochzeit aber, wenn doch etwas d'raus wird, komme ich, Frau Brigitte, und ich komme dann auch jedesmal, mag's so oft sein, wie's will, so lange ich noch lebe, wenn —"

„Ihr bleibt der Alte, Vetter Sebald, so lange Ihr lebt!" unterbrach ihn Frau von Rabenstein, noch ehe ihr Gemahl es thun konnte. „Laßt aber nun für heut und immer diese Sache ruhen."

Er zuckte die Achseln und wandte sich plötzlich rund um, zu Wolf, der hinter ihm stand. „Lacht mich der Ambassador aus?" rief er. „Auf Seinem Gesicht strahlt ja ein Sonnenschein, wie eine helle Schadenfreude! Ist es Ihm besser gegangen, als mir? Hat der fürstliche Rath mit seiner Brautwerbung in England etwa mehr Glück gemacht, als ich auf dem Schlosse Rabenstein? Und giebt Ihm das ein Recht, mich zu verhöhnen?"

„Ich bin weit davon entfernt, Oheim,“ erwiederte Wolf mit dem alten frischen Klang seiner Stimme. „Ich freue mich nur, daß es eben Andern auch so gehen kann, wie dem Abgesandten meines Herrn, der ich nicht gewesen bin, ich habe es Euch schon gesagt.“

Frau von Schott war eine schweigende Zuhörerin des ganzen Auftritts gewesen, jetzt erhob sie sich und fragte Sebald, ob es demnach bei seiner Abreise bleiben werde. Er bestand darauf und bat nur noch, sein Pathkind bei der Tafel sehen zu dürfen, wo er sie wieder zu versöhnen hoffe. Die Mutter versicherte dagegen, daß Agnes gegen ihn nicht den leisesten Unmuth hege, doch aber wohl heut nicht herabkommen möchte, da sie vor den Männern zu erscheinen noch nicht im Stande sei, ohne jeden Augenblick an gestern erinnert und beschämt zu werden.

So geschah es denn auch. Die Schwestern kamen zu Sebald's großem Leidwesen nicht zur Tafel, und er trug ihrer Mutter, als er bald nachher Abschied nahm, die herzlichsten Grüße, und an Agnes noch die besondere Bitte auf, ihm nicht gram zu sein, er habe nicht gemeint, sie zu kränken, sondern nur ihr Glück gewollt, das werde sie aber nun auch ohne ihn finden. Vergebens sagte

ihm Frau Brigitte nochmals sehr bestimmt, daß er in seiner Voraussetzung durchaus irrig sei; er lächelte ungläubig und wetzte sich, wie er bei lustigen Gedanken zu thun pflegte, ein Paarmal eifrig die Nase.

Frau von Schott erschien in ihrer dunkeln Wittwentracht zur Reise gerüstet, einen schweren, schwarzen Schleier auf dem Kopfe zurückgeschlagen, der mit dem schmalen schneeweißen Haubenstreif, welcher ihr Gesicht einfaßte, ihr das Ansehen einer Klosterfrau gab. Sebald konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, der ihm als einem standhaften Katholiken nahe lag, daß es der verlassenen Frau wohl besser gewesen wäre, wenn sie in jüngeren Jahren, als die neue Lehre in das Land kam, nicht mit ihrem Manne vereint, den alten Glauben ihrer Väter aufgegeben hätte: sie würde dann eine Zuflucht in stillen Klostermauern und dort die Ruhe für ihre Seele gefunden haben, welche ihr die Welt nicht mehr bieten konnte. So dachte wenigstens Sebald von Dornegg. Er sah, wie kalt sie von ihrem Sohne Abschied nahm, freilich nur auf einen Tag, sie sah ihn noch wieder, ehe er zu seinem Herrn zurückkehrte, aber es verdroß den alten, warmherzigen Vetter doch, und er faßte den Vorsatz, seine Frau gegen sie aufzu-

hetzen, damit diese ihr einmal das Gewissen rühre. Am liebsten hätte er es gern schon selbst gethan, während er auf der weiten, steinigen Hochfläche nach Rabeneck dicht neben dem Wagen ritt, auf welchem sie in sich gekehrt saß, es hätte zugleich auch, wie er Ernst und Scherz in seinen Gedanken stets mischte, dazu gedient, den langweiligen Weg zu verkürzen, aber in Gegenwart des Knechts war es doch nicht möglich. So versuchte er nur, sie in anderer Weise zu unterhalten; als er jedoch nur einsilbige Erwiederungen fand, wurde auch er zuletzt schweigsam, und die Hitze, welche wiederum auf der baumlosen Flur lag, belästigte ihn sehr.

Mit welchen Gefühlen sah Judith heut die vom alten Brande noch jetzt geschwärzten Ruinen von Rabeneck wieder! Oft schon war sie seit der Schreckenszeit, welche diesen, wie manchen andern Herrensitz in Trümmer gelegt hatte, hier vorübergekommen, ohne einen andern Gedanken zu hegen, als den sie mit den Meisten theilte, den Gedanken des Abscheus und der befriedigten Rache an den Urhebern dieser Verwüstung. Nur Wenige, deren Seele milder und freier war, hatten auch die Ursachen dieses entsetzlichen Sturmes richtig gewürdigt, und zu diesen gehörte Judith Schott nicht. Vielmehr sah sie in ihrem eigenen ver-

düsterten Gemüth zuweilen diesen Sturm als eine Strafe für diejenigen Fürsten an, die ihre Getreusten abgehalten hatten, dem niedern Bauer, wie dem hochfahrenden Städter den ehernen Fuß auf den Nacken zu setzen, wodurch sie allein gebändigt werden könnten, und sie scheute sich nicht, das Treiben ihres todten Mannes und die strenge Gerechtigkeit, welche sein Fürst gegen ihn hatte walten lassen, mit dem bald darauf über das Land hereinbrechenden Verderben in Verbindung zu setzen. In welchen Zwiespalt gerieth heut ihre Seele, als sie beim Anblick des verlassenen Thurmes und der zerstörten Mauern von Rabeneck daran denken mußte, daß ihr eigener Sohn mit Hand angelegt hatte, die Brandfackel hinein zu schleudern! Sie schloß das Auge, aber ihre Phantasie wurde dadurch nur um so lebendiger, ihr das Bild der Stürmenden, die lodernden Flammen, das Kampfgewühl in furchtbarer Wahrheit auszumalen, und mitten im heißesten Gedränge ihren Liebling, das Antlitz, damals, ach so wunderschön! vom Streit erhitzt, die schwarzen Locken, mit denen ihre Hand so oft zärtlich gespielt, im Winde wallend, das Auge, ihr Entzücken, funkelnd vor Rachedurst — an wem? Was hatte der Burgherr von Rabeneck ihm gethan? Saß nicht der Urheber seiner Lei-

den, unerreichbar jedem Angriff, hinter seinen mit Geschütz besetzten Mauern auf der fernen Plassenburg, und zogen nicht bereits die Reiterhaufen der Fürsten und des Adels von fern und nah heran, den Aufruhr niederzuschlagen? O, hätte sie damals, sicher geborgen bei ihren Verwandten, die nun auch alle todt waren, ahnen können, daß in ihrer Nähe, unter den wilden Massen der Bauern, ihr Conrad weile, sie wäre furchtlos hinzugeeilt, und hätte ihn auf Knieen beschworen, abzulassen, sie hätte ihn gerettet, ihm ein anderes, ein ehrenvolles Loos bereitet! Nun aber war das vorüber und es half zu nichts, in die Vergangenheit zu blicken; sie riß sich auch bald von diesen Bildern los, als sie in dem klippenreichen Hohlwege, wo der Knecht das Rad ihres Wägleins gehemmt hatte und das Pferd führte, in das Wiesentthal hinabfuhr. Hier sollte sie ja ihren Conrad finden, und sie kam ja nicht mit leeren Händen zu ihm, hatte auch schon ihren Plan für ihn fertig, es fragte sich nur, ob er ihn annehmen werde. Vor allen Dingen sollte er die gemeine Tracht, die ihn gleich als einen herrenlosen Kriegsknecht bezeichnete, abthun, und sich eine anständige, wenn auch nicht adelige Kleidung verschaffen, dazu brachte sie ihm reichliche Mittel: sie selbst

bedurfte ja nichts mehr in der kurzen Spanne Leben, die noch vor ihr lag und Wolf, gegen welchen in einem inhaltschweren Gespräch, das sie heut mit ihm gehabt, alle Bitterkeit in ihr Herz zurückgekehrt war, stand ja so hoch im Sonnenschein fürstlicher Gnade, daß er das geringe Gut, welches die Wittwe seines Vaters gerettet hatte, nicht bedurfte. Alles, Alles, was sie noch besaß, sollte ihr Conrad haben, damit er sich wieder ein festes Schicksal gründen konnte, sei es, daß er sich irgendwo eine Scholle Landes erwarb, oder auch, wenn ihm das nicht behagte, daß er in die Dienste eines fremden Herrn, aber nicht mehr als gemeiner Waffenknecht, trat, sondern als Hauptmann unter seinem wahren Namen, um dann seinerseits Knechte zu werben. Es kam nur eben darauf an, ob sein Stolz und die Liebe, die er zu ihr trug, dies Geschenk von ihr annehmen werde.

Sebald, welcher im Hohlwege zurückgeblieben war, um sie unter Augen zu halten und seinem nicht mehr ganz sichern Klepper den Weg auszusuchen, kam nun wieder im kurzen Trabe an den Wagen und knüpfte ein neues Gespräch an, auf welches sie, von der Hoffnung einer baldigen Lösung gehoben, bereitwilliger einging. Sie kannte alle Krümmungen des reizenden Thales, und die

Zeit wurde ihr nicht lang, weil sich das Toos-wirthshaus noch nicht gleich zeigen wollte. Endlich trat es hinter der letzten Bergwand, die es noch verdeckt hatte, hervor, und Judith fühlte ihr Herz lebhafter schlagen. Sie hatte auch das schon erwogen, wie sie dem Vetter bei der Rast, die er immer hier machte, das Wiederfinden des Kriegsmannes, den er sich auf dem Kohlstein oder längst auf und davon gegangen dachte, erklären, dann aber die heißersehnte Gelegenheit zu einem ungestörten Aussprechen mit dem Sohne gewinnen sollte. „Reite voraus, Speck!“ befahl Sebald seinem Buben. „Bestelle frische Milch und Brod für die gestrenge Frau, Heu für die Pferde, und was die Wirthin mir geben kann, für mich.“

Der Klepper des Buben aber, an sein demüthiges Verhältniß gewöhnt, wollte unter keiner Bedingung den Vortritt nehmen, und gehorchte selbst der Peitsche des kleinen Herrn nicht, es fehlten also die Mittel, ihn zu zwingen, und Sebald gab lachend den Versuch auf, welcher selbst Frau Judith ein Lächeln entlockt hatte.

„Seht da, wie das kluge Thier weiß, was sich ziemt!“ sagte er. „Beschämt es nicht mich selbst, der noch gestern die größte Dummheit begangen

hat? Liebe Muhme, Ihr werdet mich aber bei meiner Alten in Schutz nehmen."

Da trat schon die Wirthin vor die Thür und schaute ihren wohlbekannten Gästen, deren Ankunft ihr gemeldet worden war, freundlich entgegen. Wo war aber Conrad? Sollte er nicht längst schon die Mutter erwartet haben? Die Wirthin trat an den Wagen und grüßte Frau Schott mit der ihr eigenen freimüthigen Weise, die auch die Stolzesten nicht verletzte, weil sie doch nichts Keckes oder Aufdringliches hatte, sondern immer frauenhaft war. Sie reichte der Dame die Hand und half ihr herab; Judith's Auge spähte in der Thalweitung, wie in der Nähe des Hauses umher, Alles vergebens. Noch war der Vetter bei seinem Pferde beschäftigt, das fast ganz zuletzt einen Fehltritt gethan hatte, so daß Sebald den Huf des Fußes, auf dem es einen Moment gelahmt, untersuchte. Judith benutzte das schnell.

„Ist bei Dir ein Mann im grünen Barett, ein bewaffneter Mann gewesen, Martha?"

Die Wirthin, überrascht, daß Frau Schott nach dem seltsamen Gaste fragte, blickte sie verwundert an, und ihr Gesicht zeigte sogar eine gewisse Beunruhigung, denn sie wurde etwas roth. „Ja wohl, gestrenge Frau," antwortete sie. „Er

ist gestern hier gewesen, wollte nach Rabenstein gehen und fragte nach Euch. Dann kam er wieder, und ist vor einigen Stunden fortgegangen."

„Fort? Wohin?" rief Frau Judith, von dieser Kunde bestürzt.

Die Wirthin konnte ihr darüber nichts sagen, und schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, das sie aber nicht aussprach, weil sich Junker Sebald näherte. „Ich red' noch mit der edlen Frau!" sagte sie rasch und leise, dann fragte sie den Junker nach seinen Befehlen. Er neigte sich gegen seine Verwandte, dieser die Anordnungen für die nöthige Erfrischung während der Rast überlassend. Frau Judith war aber zu sehr von dem unerwarteten Fehlschlag ihrer Hoffnung betroffen, als daß sie anders, als zerstreut hätte antworten können; was die Wirthin anbot, wurde angenommen, und als diese sich in das Haus entfernte, um Milch und Brod herbeizuholen, folgte ihr Judith. Der kleine Herr sah Beiden, freilich in sehr verschiedener Weise, nach, und setzte sich dann wieder behaglich in den Schatten auf denselben Platz, wo er gestern noch im Gefühle einer wichtigen Sendung gerastet und sich mit dem fremden Raufbolde unterhalten hatte. Für einen Raufbold sah er Jeden an, der auf Kriegsabenteuer auszog.

Judith war der Wirthin in das Haus nachgegangen, und diese wartete auch nicht erst die Erlaubniß ab, zu reden. „Der Mann, nach dem die gestrenge Frau gefragt hat, ist heut fortgegangen, und hat noch dem Jäckele an mich eine Bestellung gegeben. Ich soll's zwar Niemand sagen, soll auch keinem Menschen zeigen, was er mir gegeben hat — aber bin ich ihm Gehorsam schuldig? Versprochen hab' ich ihm nichts. Ich wäre nach Rabenstein gekommen, um mit der edlen Frau zu reden, nun kann ich's hier thun. Er hat gestern und heut gar viel von Eurem Herrn gesprochen, dem Gott die ewige Ruh' schenken möge — und sehr getreu hat er von ihm gesprochen, zu mir und auch zum Jäckele, der ihm sonst nicht traute. Wer er gewesen ist, wer kann's wissen! Die edle Frau weiß es vielleicht besser, als wir" — hier blickte Frau Martha die vornehme Dame, welche vor ihr stand, mit ihren gutmüthigen Augen so herzlich an, daß dieser es wohl that. Aber sie erwiederte nichts und winkte nur, fortzufahren. — „Wofür der Jäckele den fremden Mann, der sich Cunz nannte, einen Augenblick gehalten hat, das will ich der edlen Frau gar nicht erst sagen —" so begann die Wirthin wieder. „Aber mir selbst fiel ein ganz anderer Gedanke ein, denn

er kam mir manchmal so bekannt vor, wenn er mich recht ansah, daß ich geschworen hätte, er wär' mir schon einmal begegnet, aber wenn ich mich besinnen wollte, war's immer verschwunden. Ich hab' der gestrengen Frau schon oft erzählt, wie mir's auf Rabeneck ergangen ist, und wie sie mich in's Feuer werfen wollten —"

„Martha!" rief Frau Judith und legte ihr die Hand auf die volle Schulter.

„Ja, edle Frau — mir kam's immer vor, als könnte es der schöne Knab' sein, der mich damals gerettet hat! Aber er läugnete es und sagte, der könnt' jetzt nicht so alt sein, als er. Das ist schon recht! Ehe er ging, trieb er seinen schlechten Spaß mit mir — — und fragte auch, ob ich den Knaben, wenn er wieder käme und nun an Jahren für mich paßte, heimschicken würde, wenn er sagte: Denkst Du noch d'ran und willst Du mich nehmen?" —

Wie von einem Pfeil getroffen, zuckte die stolze Frau bei diesem Worte, ihr strenges Auge blitzte strafend auf das niedere Weib, das ihr solches zu sagen wagte, doch bezwang sie sich und entgegnete mit verächtlich aufgeworfener Lippe: „Was hast Du ihm darauf geantwortet?"

„Daß ich den, welchen er meinte, nicht wiedergesehen habe und auch nicht wiedersehen will!"

„Du bist eine brave und kluge Frau," erwiederte die Dame, „weißt Jeden, der Dich necken möchte, in Respect zu halten. Bleibe dabei! — Wohinaus ist der Mann gegangen?"

„Dort hinauf nach der Riesenburg — wohin dann weiter, hat er dem Jäckele nicht gesagt, der ihn fragte. Aber, gestrenge Frau, den Ring hier hat er dem Jäckele gegeben — für mich, ich soll ihn aufheben, bis er wiederkomme." —

Sie zog aus ihrem Busentuche den Ring, welchen sie dort verwahrt hatte — Frau Judith erbebte und wurde bleich, es war der Goldreif mit dem blutrothen Steine, den sie nur zu wohl kannte, den ihr Conrad gestern erst durch den Schloßbauer als Wahrzeichen geschickt, und den sie selbst auf ihrer Brust getragen, bis ihn der Sohn beim Abschiede unter den Buchen zurückgefordert hatte. Diesen Ring, das heilige Pfand, das sie einst am Tage, da sie das furchtbare Ende ihres Gatten erfahren, ihrem Erstgeborenen an den Finger gesteckt, als ewige Mahnung, daß der dunkelrothe Stein seines Vaters Blut bedeute und daß er ihn rächen solle, sobald es in seiner Macht stehen werde — diesen Ring hatte Conrad von sich thun,

ihn dieser gemeinen Frau in Verwahrung geben können! Was waren seine Gedanken?"

„Ich wollte morgen zu Euch kommen, gestrenge Frau und Euch Alles erzählen," fuhr die Wirthin fort, als Frau Judith schweigend, aber in unverkennbarer, mächtiger Bewegung den Ring betrachtete. „Ihr kennt den Mann und ich wollt' Euch das Kleinod geben, da ich es in meinem Hause nicht haben mag — wer weiß auch, wie es gewonnen ist!"

„Du hast recht gethan, Martha," sagte Frau Judith, welche sich mühsam gefaßt hatte. „Ich werde den Ring nehmen, und wenn der Kriegsmann wiederkommen sollte — er sagte es doch, nicht wahr?"

„Gesagt hat er's schon," antwortete die Wirthin. „Aber darum braucht's nicht zu geschehen. Nur den Ring hätte er nicht hier gelassen — — Edle Frau, wenn er wiederkommt, werde ich ihn zu Euch schicken, ich habe mit ihm nichts zu schaffen!" Sie umfaßte bei diesen Worten ihre beiden Knaben, die unterdessen hereingekommen waren und beim Anblicke der vornehmen Dame ihre Köpfe schüchtern in die Schürze der Mutter versteckt hatten.

„Recht so, Martha! Du zeigst mir, was Deine

Pflicht ist, an den armen Buben da. Sei immer treu und brav, und laß sie nimmer von Dir, damit sie auch so bleiben. — Geh nun und denke auch an meinen Vetter."

Langsam kehrte sie zu diesem zurück, der in bequemer Stellung noch immer draußen im Schatten saß, das eine Bein auf die Bank gezogen hatte und geduldig abwartete, bis sich die mitleidige Wirthin auch seiner erbarmen werde. Judith setzte sich zu ihm, er war an ihre Schweigsamkeit gewöhnt, und daß sie oft mit ihren Gedanken ganz abwesend war, wenn um sie her das lauteste Gespräch ihrer heiteren Verwandten schwirrte, so nahm es ihn heut nicht Wunder, seine lustigen Einfälle unbeachtet zu sehen. Sie stand plötzlich, als die Wirthin schon die Erfrischungen gebracht hatte, auf, ohne sie zu berühren, und schritt nach dem Stalle hinüber, in dessen Thür sie den Knecht Jakob erblickte.

Er zog die Kappe bei ihrer Annäherung von dem grauen Kopfe, sie sprach mit ihm — Junker Sebald konnte nicht hören, was es war, aber er wußte wohl, daß der Alte einst zu den Burgleuten auf Streitberg gehört, und daß ihn Cunz Schott auf einmal freigegeben und fortgeschickt hatte, weil er ihn, einer schweren Gewaltthat an-

geklagt, nicht hätte retten können. Freilich hatte er es später bei sich selbst auch nicht vermocht. Um den Knecht hatte sich nachher Niemand mehr bekümmert oder, wie Andere wissen wollten, seine Unschuld war an den Tag gekommen, so hatte er, nachdem er sich eine kurze Zeit verborgen gehalten, bald wieder frei sein Angesicht gezeigt, und war bei dem vorigen Looswirth, dem Schwiegervater der Frau Marthe, in Dienst getreten und von ihnen auf den Sohn, dann auf die jetzige Wirthin vererbt. Junker Sebald, der alle Menschen in der Gegend kannte, wußte das, er wußte auch, daß seine Muhme Judith viel auf ihn hielt, und ihn nach dem Tode ihres Mannes in ihre eigenen Dienste hatte nehmen wollen, was aber Jakob abgelehnt hatte. So wunderte er sich nicht, daß sie auch heut so lange mit ihm sprach, und sah sich nur nach der Sonne um, ob es nicht bald Zeit sei, wieder anspannen zu lassen und aufzusitzen, um nicht zu spät nach seinem Kohlstein zu gelangen, bis wohin er auf dem fahrbaren Wege wohl noch zwei Stunden hatte.

Endlich brach Frau Judith ihr Gespräch ab, und kehrte sichtlich angegriffen zurück. Die arme Frau! Wovon hatte sie mit dem Knechte reden können, als von alten Zeiten, deren Gedächtniß

sie jedesmal tief erschütterte? Sie gab durch ein stummes Zeichen ihre Zustimmung zum baldigen Aufbruch, und trank auf Sebald's Erinnerung nur einige Tropfen Milch. Der Vetter knallte mit seiner kleinen Peitsche, auf welches Zeichen denn auch Bube und Knecht aufzäumten und aufschirrten.

„Denke daran, was ich Dir gesagt habe, Martha," sprach Frau Schott, ehe sie auf den Wagen stieg, zu der Wirthin, die ihr die Hand küßte. „Wenn ich wieder vorbeifahre, in drei oder vier Tagen, reden wir weiter." Dem Knechte nickte sie gütig zu, als der Wagen sich in Bewegung setzte, von beiden Reitern begleitet. Der Alte schwenkte seine Kappe, und als die Wirthin ihn ansah, hatte er Thränen in den Augen.

„Das Herz im Leibe thut Einem weh!" sagte er, nachdem der Zug schon eine Strecke fort war. „Sie hat mich ausgefragt, als glaubte sie wirklich, der Kriegsgesell sei ihr Junker Cunz gewesen, wie ich auch eine kleine Weile geglaubt habe. Es ist ja aber gar nicht möglich! Warum hätte er's ihr nicht gesagt? Bei ihr ist er doch gewesen, da er nach ihr fragte — er hat freilich nicht darüber Rede stehen wollen, was ging's mich auch an! Sie fragte mich mit einer wahren Angst, ob

ich nicht gesehen, welche Straße er eingeschlagen hätte. Und dann trug sie mir auf, wenn er etwa heut oder in den nächsten Tagen, ehe sie wieder hier gewesen, zurückkäme, ihm zu sagen, daß er um seines Heiles willen auf sie warten solle. Sie lasse ihn bitten — denkt Euch, Frau Marthe!"

Die Wirthin blickte gedankenvoll nach der Höhe über der Brücke, wo noch einmal der Wagen mit der hohen, düstern Gestalt und Junker Sebald auf seinem gelben Klepper sichtbar wurde. „Wir wollen gegen keinen Menschen davon reden, Jäckele!"

„Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen," erwiederte Jakob.

Als Judith wiederum auf der Hochfläche rascher dahinfuhr und ihre Blicke weit in das Unbegrenzte hinausschweiften, wo sich in der Ferne die einzelnen schloßgekrönten Höhen: der Egloffstein, der Kegel des Wichsensteins und andere, nur wenig erhoben, da sank ihr das Herz. Wenn Conrad wirklich von Neuem ausgewandert war, so mußte sie die Hoffnung aufgeben, seine Spur zu finden und durch einen treuen Sendboten, den sie schon in Gedanken hatte, verfolgen zu lassen. Noch hoffte sie aber, daß er zurückkehren werde — vielleicht hatte ihn ein geheimer Drang, die Stätte

seiner glücklichen Kindheit wiederzusehen, nur auf ein Paar Stunden entfernt, wohl gar der Trotz, daß er so lange vergeblich ihrer geharrt hatte.

„Habt Ihr denn gar nicht mehr an Euren Mann von der Klinge gedacht, Muhme?" fragte plötzlich Sebald neben dem Wagen. Es war, als ob er ihre Gedanken errathen habe, so listig sah er sie an.

„Ihr meint den Boten, durch den ich mich bei Euch anmelden wollte?" erwiederte sie, seinen Blick mit ihrem stolzen Auge zurückweisend. „Er hat seine Botschaft vielleicht auf dem Kohlstein bestellt, vielleicht auch nicht."

Mit ihr war heut nicht viel zu reden. Der kleine Herr beschied sich und überließ es seiner Hausfrau, welcher doch ihr Besuch galt, sie menschenfreundlicher zu stimmen. Der Weg wurde ihm heut sehr lang; er hatte geglaubt, sich gut zu unterhalten, und fand seine Verwandte schweigsamer, als je. So dankte er Gott, als sie endlich wieder in das Wiesentthal gelangten, das in einer weiten Krümmung hieher sich fortgesetzt hatte, und nach einer kürzern Fahrt die Häuser von Tüchersfeld sich zeigten. Mitten im Dorfe liegt die wunderbar geformte Felsmasse mit zwei him-

melanstrebenden Zacken, in deren Schutz vor Alters die kleine Burg Kohlstein, fast nur ein Häuschen zu nennen, erbaut worden war. Zu Wagen konnte man nicht hinauf gelangen, auch zu Pferd wäre es auf dem Pfade, der hinaufführte, ein kaum denkbares Wagstück gewesen, das Haus auf dem Felsen hatte eben nur dazu gedient, sich droben in Zeiten der Gefahr zu „bergen", von welchem Worte ja überhaupt der Name Burg entstanden ist. Die Stallung des jetzigen Bewohners, der das schmale Besitzthum vom Bischofe zu Lehn trug, war am Fuße des Steinkolosses angebracht, wo auch ein Paar Hütten lagen, in welchen die zwei leibeigenen Familien, zu der Scholle Landes gehörig, wohnten. Frau Judith stieg hier von ihrem Wagen und lehnte das Anerbieten des Vetters ab, sich auf die Höhe tragen zu lassen, wie er selbst zuweilen nicht verschmähte. So stieg er denn an ihrer Seite mühselig hinan und traf an dem Eingange seines Hauses die Magd, welche allein oben bei der Herrschaft wohnte; er gestattete ihr nicht, seine Heimkehr zu melden, sondern führte seine Begleiterin ohne Weiteres seiner Hausfrau zu. In dem kleinen und niedrigen Gemach saß die alte Dame, fleißig mit Spinnen beschäftigt; sie schien noch viel stärker an Umfang geworden, seit

sie Judith zum letzten Male gesehen hatte. Als diese so überraschend eintrat, erschrack die Wirthin zuerst, dann schrie sie vor Freude laut auf, schob das Spinnrad zurück und hieß sie willkommen. Dem Gemahle nickte sie herzlich zu, und wollte gleich mit einer Rührigkeit, die über ihre Kräfte zu gehen schien, Anstalten zur Bewirthung und Aufnahme treffen — Judith duldete es jedoch nicht, und drückte sie nur wieder auf ihren Sitz nieder, um neben ihr Platz zu nehmen. Beide Frauen hatten sich sehr lieb: Judith fühlte sich hier weit wohler, weit heimischer, als auf dem stattlichen Schlosse ihres Bruders, wo sie doch selbst geboren war, denn zwischen ihr und Balthasar war trotz seiner Freundlichkeit gegen sie die alte Entfremdung nicht auszugleichen, die ihn einst, weil er ihres Mannes Thun streng verurtheilte, von ihr getrennt hatte. Hier aber, auf dem Kohlstein, war sie bei den Verwandten ihres Cunz, welche immer ein Herz für ihn bewahrt, und wenn sie nicht bleibend ihren Wohnsitz hier genommen hatte, so war es geschehen, weil ihr Bruder sie selbst aus Sachsen, wohin sie sich, wie schon erwähnt, beim Einfalle der Bauern geflüchtet, zurückgeholt und ihr das Versprechen abgenommen hatte, wenn sie einst in Waischenfeld keine Stätte mehr haben würde, zu

ihm zu ziehen. Auch war ihr das Wesen Sebald's bei ihrer Stimmung oft störend gewesen, und erst später hatte sie sich wieder damit versöhnt. Als sie nun heut zwischen den beiden alten Eheleuten saß, die hier in Armuth, aber genügsam und glücklich auf dem kleinen Felsenschlößchen hausten, vergaß sie für den Augenblick ihres Harmes, und konnte selbst zu Sebald's lustigen Einfällen wieder einmal lächeln. Er selbst aber verdarb es nur zu bald, indem er danach fragte, ob ein Kriegsknecht, als Bote von Judith gesendet, hier gewesen sei — die Hausfrau verneinte es, und auf Judith's Herz fiel auf einmal mit der vollen Erinnerung an das gestrige Wiedersehen die quälende Ungewißheit zurück. War es denn nun das letzte Wiedersehen hienieden gewesen?

Sechstes Kapitel.

Die Morgensonne warf ihre goldnen Strahlen über die ganze Länge des Thales, das sich nun mit weniger schroffen Felsbildungen, mit sanfter geschwungenen, waldbedeckten Rändern und wachsender Breite gen Abend zieht, um zur Ebene auszulaufen. Wo es noch in romantischer Schönheit, vom flutenreichen Flusse bewässert, das Auge des Wanderers, und wenn er aus den gepriesensten Ländern Deutschlands käme, entzückt, liegt eine einsame Mühle, bei welcher sich wohl rasten läßt. Jetzt bekunden ihre stattlichen Gebäude die Wohlhabenheit ihres Besitzers, damals aber, als Conrad Schott hier des Weges kam, war sie noch ärmlich genug, denn der Müller war ein leibeigener

Mann, wie ein anderer, und sein Gewerbe nicht einmal als ein ehrliches angesehen; auch hier hatten einst die wilden Bauern Alles verheert, was herrschaftlich war, und sich nicht in die beiden starken Festen retten konnte, die weiter unten in geringer Entfernung als die letzten Wächter des fränkischen Hochlandes lagen. Nun war die Mühle wohl wieder aufgebaut, aber gastlich sah sie nicht aus, und Conrad schritt finster vorüber. Er hatte die Nacht in dem kleinen Dorfe zugebracht, das seitdem auch zu einem Markt angewachsen ist und viel besucht wird von Fremden, welche die herrlichen Thäler von hier aus durchstreifen und in den Höhlen, die des Menschen Hand mehr und mehr aufschließt, die Geheimnisse der Urwelt zu erforschen streben. In jener Zeit ruhten sie noch unentdeckt im Schooß der Berge, oder waren höchstens Schlupfwinkel wilden Gethiers und ruchloser Menschen.

Conrad ging mit festem Schritte den Pfad entlang, welcher sich durch das Wiesengrün längs des Flusses thalab schlängelte. Dort auf dem Vorsprunge, welcher das ganze Thal beherrscht, ragte noch die starke Neideck, die wenige Jahre später in dem Kriege des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg gegen den Bischof von Bamberg gebrochen wurde. Sie war aber das Ziel

des ernsten Wanderers nicht, sein Auge streifte kalt über ihre stolzen Zinnen und Thürme hin, welche noch jetzt in ihren malerischen Ruinen ein Schmuck des Landschaftsbildes sind, das sich mit jedem Schritte anziehender entrollt. Noch eine kurze Strecke — und Conrad's Fuß blieb wie angewurzelt stehen. Er wußte ja, was seiner wartete, er kannte hier, so lange er auch fern gewesen und darüber alt geworden war, jede Stelle, und dennoch bannte ihn der Anblick, der sich ihm nun erschloß, an die Stätte, daß er keinen Schritt vorwärts zu thun vermochte!

Das Kirchlein mit spitzem Thurm war es nicht, noch minder waren es die wenigen Hütten, welche sich um dieselbe gelagert hatten, sein Auge haftete hoch auf der stolzen Feste, deren Bild nie in seiner Seele erloschen war! Vor ihm war die Streitburg erschienen, sein Vaterhaus, das er, der Sohn des Gerichteten, er selbst ein Geächteter und Verbannter, endlich wiedersah! Er erbebte vor dem mächtigen Drang der Gefühle, die ihn plötzlich bestürmten, er warf sich auf den Grund und drückte die Stirn in das thaufrische Gras. Doch nur einen Moment ließ er sich von dieser Schwäche übermannen: wie jener Riese der alten Sage, welcher stets neue Kraft im Kampfe mit Herkules

gewann, so lange er seine Mutter Erde berührte, sprang Conrad neu gestärkt empor und setzte seinen Weg fort. Dieser führte ihn nun um den waldigen Vorsprung zu der mit kahlen Felstrümmern bedeckten Berglehne, die sich allmälig in eine Schlucht zusammenzieht, um rechter Hand durch ein schattiges Thal die Hochfläche, zur Linken aber den Burgweg zu gewinnen. In einem weiten Bogen lief der Pfad an dem Trümmerfelde des Abhanges hin, das vielleicht einst durch einen Bergsturz gebildet sein mochte; die Sonne brannte hier schon am Gestein, und Conrad, ehe er die letzte Strecke emporstieg, setzte sich am Eingange der Schlucht, geschirmt durch eine ragende Felsecke, auf eine der über einander gehäuften Platten, um einen Augenblick zu rasten. Es war ganz einsam in der Gegend, kein menschliches Wesen im Thale zu erblicken. Einige Schritte unter ihm rieselte eine Quelle, aus der er in seiner Kindheit oft getrunken und Muscheln geschöpft hatte, welche ihre geheimnißvolle Flut zuweilen aus dem tiefen Grunde des Felsborns zu Tage förderte. Von Zeit zu Zeit kam eine muntere Bachstelze oder eine Grasmücke geflogen, trank und badete sich, und flatterte in den Wald hinüber — wie sonst; es hatte sich nichts verändert, und Conrad hätte

sich in Selbstvergessenheit wieder zurück in seine harmlose, hoffnungsreiche Knabenzeit träumen können, wie er, den Kopf in die Hand gestützt, auf seinem Steine saß und in das friedliche Thal zu seinen Füßen hinabschaute. Aber die Gegenwart ließ sich heut nicht aus seiner Seele bannen, und er wollte ihr nun mit festem Blicke in das Antlitz sehen, darum stand er entschlossen auf.

Da schlug oben in der Schlucht ein Hund an und stürzte gleich mit wüthendem Gebell herab, ihn anzufallen. Conrad legte die Hand an die Wehr und erwartete den Angriff mit kaltem Blicke. Aber ein gellender Pfiff aus der Schlucht rief den Hund ab, welcher in seinen wilden Sprüngen über die Felsstufen plötzlich gehorsam einhielt und den Fremden, von dem er nur wenige Schritte noch entfernt war, mit glühenden Augen murrend anstierte. Das Blut war in Conrad's Adern warm geworden — wenn es nicht unmöglich gewesen und der Hund nicht gegen ihn so grimmig gewesen wäre, er hätte glauben können, das treue Thier wiederzusehen, mit dem er als Knabe wie oft! durch Wald und Flur geschweift. Dort kam aber auch schon der Jäger zum Vorschein, dem der Hund gehörte: ein junger stattlicher Mann mit einer Adlerfeder am Barett.

„Die Hand vom Schwert! Reize den Hund nicht!" rief seine laute Stimme von Oben herab. Conrad blickte zu ihm empor und ließ ihn kommen, ohne ihm nur einen Schritt entgegen zu thun. Auch der Hund blickte zu seinem Herrn hinauf, und schien nur dessen Wink zu erwarten, um sofort über den Fremden herzustürzen, der jetzt langsam die Hand vom Schwertgriffe nahm. Das Auge des jungen Mannes wurde von dem leuchtenden Golde desselben angezogen, es richtete sich aber dann mit stolz prüfendem Blicke auf den Kriegsmann, der ihn so gleichmüthig erwartete.

„Was thust Du hier?" fragte er ihn.

„Was fragt Ihr danach?" erwiederte Conrad.

„Ich werde Dir zeigen, daß ich ein Recht habe, auf meinem Grund und Boden danach zu fragen!" fuhr der junge Edelmann auf.

„Euer Grund und Boden?" entgegnete Conrad, und es zuckte, wie ein Wetterleuchten, über seine dunklen Züge.

„Ja, Freund!" antwortete der Junker, welcher dies Zeichen bemerkt hatte und darin den Eindruck zu sehen glaubte, welchen seine Worte auf den Kriegsknecht gemacht hatten. „Du hast das freilich nicht gewußt und ich verdenke es Dir nicht, daß Du nicht vor Jedem den Nacken beugst.

Ich bin ein Streitberg, und die Feste dort ist mein. Was führt Dich des Weges?"

„Ich — wollte auf der Streitburg nach einem alten Gesellen meiner Kundschaft fragen," erwiederte Conrad mit unruhiger Stimme.

„Alte Gesellen findest Du oben nicht mehr," beschied ihn der Junker, dessen Auge immer wohlgefälliger auf den starken Kriegsmann blickte. „Lauter junges Volk! Hast etwa noch dem Landbeschädiger gedient?"

„Herr!" versetzte Conrad mit finsterm Blick. „Wär's so, dann solltet Ihr bedenken, daß ein rechter Dienstmann seinen Herrn nicht schelten läßt, und daß wir hier nur unsrer Zwei sind!"

„Drei, ehrliche Haut!" sagte der Junker lachend, indem er die schwere Büchse, welche ihn drückte, auf die andere Schulter legte. „Du vergißt den Greif da, meinen wackern Kumpan. Aber ich will Deine Treue nicht verunglimpfen, es ist schon recht, daß Du Deinen Herrn nicht schelten lässest. Komm' mit mir, Du sollst einen frischen Trunk Wein und einen Zehrpfennig haben. Gehst auch auf die Plassenburg, Dich anwerben zu lassen?"

„Kann sein, Herr," antwortete Conrad. „Wenn Ihr mir Zutritt geben wollt, so komme ich schon

mit, aber einen Zehrpfennig brauche ich nicht, ich habe schon so viel, um mich durchzuschlagen."

„Ihr versteht's zu schaffen," sagte der Junker, indem er die Felsstufen wieder hinaufstieg und der Fremde sich an seiner Seite hielt. „Wo hast Du zuletzt Handgeld genommen? Bei den Schmalkaldischen? Du siehst mir gerade so aus!"

„Ich komme aus Wälschland," erwiederte Conrad kurz.

„Das ist wohl auch wälsche Arbeit?" sagte der Junker, auf den Schwertgriff des Fremden deutend, der ihm immer wieder von Neuem in die Augen fiel. „Mailänder Kunst, nicht wahr?"

„In Mailand machen sie gute Harnische — der Griff da ist ein spanischer, aber die Klinge daran gut deutsch."

„Zeig' ihn einmal her!" sprach Streitberg in einem Tone, welcher ziemlich wie ein Befehl klang.

Conrad zog unbedenklich die breite Klinge von spiegelhellem Stahl aus der Scheide und reichte sie dem Junker dar. „Nehm' sich der Herr aber in Acht," sagte er, „die Wehr ist scharf."

„Hast geglaubt, keine Zeit mehr zum Schleifen zu haben?" lachte Streitberg. „Gedulde Dich, ehrliche Seele. Es wird zwar bei uns geworben auf allen Straßen, aber die Hauptleute haben noch

Wartegeld, und kein Mensch weiß, wann die Musterung sein wird und gegen wen es geht. Deine Wehr kann unterdessen wieder stumpf werden."

Er betrachtete den Griff, welcher von kunstreicher Arbeit war, wie er dergleichen noch nie gesehen hatte. Die Bügel des Korbes, welche die Hand deckten, hatten nicht allein eine fremdartig gewundene Form, sondern sie waren auch mit Zierrathen und Ranken schön verbunden und so reich vergoldet, als wären sie massiv vom edlen Metall oder so eben erst aus der Hand des Künstlers hervorgegangen. An der Kreuzstange tief eingegraben zeigte sich eine Reihe seltsamer Schnörkel, wie eine Inschrift in fremden Buchstaben.

„Ist das spanisch?" fragte der Junker, auf die Zeichen weisend. „Du wirst aber wohl auch kein Schriftgelehrter sein."

„Es ist arabisch, Herr," antwortete Conrad, „und ein Gefangener hat mir die Worte gedeutet: Gedenke Deiner Feinde, daß Du sie strafest! heißen sie auf Deutsch."

„Das ist freilich kein christlicher Denkspruch," versetzte der Junker. „Bei uns heißt es: Liebe Deine Feinde!"

„Thut Ihr das?" fragte Conrad mit einem hastigen und rauhen Tone.

„Ich habe keine Feinde und kann Dir also darauf nicht antworten," erwiederte Streitberg, indem er ihn heiter ansah. — „Hast also auch gegen die Ungläubigen gedient?"

„Ich war mit dem Kaiser in Tunis und dann auch vor Algier." — Sie hatten die Höhe erreicht, wo der Pfad jetzt ziemlich breit und bequem sich zur Linken nach der Streitburg wandte, deren mächtiger Bau sich in geringer Entfernung zeigte.

„Hier ist Deine Wehr zurück," sagte der Junker. „Ich will Dich nicht als Gefangenen einführen."

„Ihr wollt mich auch nicht als Gefangenen zurückhalten?" fragte Conrad, indem er stehen blieb.

„Warum sollte ich das?" fragte der Junker lachend, ohne den Knecht anzusehen, er würde sonst vielleicht den Ernst des Mißtrauens in seinem Blicke bemerkt haben. „Ich liebe die lustige Freiheit und mag sie auch Andern nicht rauben, besonders wenn sie mir nichts Böses gethan haben — zu schätzen ist bei Dir wohl auch nicht viel, wie?" setzte er hinzu, indem er sich nach ihm umwandte. „Es müßte denn die schöne Wehr sein, welche Du hast; sie sticht mir gewaltig in die Augen, und ich möchte sie wohl haben, aber nur im ehrlichen Handel. Verkaufst Du sie?"

„Nein, Herr," erwiederte Conrad.

„Schau, Du bist kein Hofschranze, sprichst kurz und gerade, und kehrst Dich an keine Höflichkeit," sagte der Junker von Streitberg. „Was bist Du für ein Landsmann? Nach der derben Weise möchte ich Dich für einen Märkischen halten, die sind ebenso wie Du, aber ich weiß ja, daß von dort Keiner in fremde Dienste geht, wär's auch des Kaisers. Sag' an, wo bist Du her? Man hört Dir's nicht an."

„Ich habe mich viel in der Fremde umhergeschlagen, da verlernt man die heimische Mundart," antwortete Conrad. „Es kann Euch wohl wenig d'ran gelegen sein, wo ich her bin, und sagt' ich: von hier! so würdet Ihr's nicht glauben."

„Nun ich sehe schon, Du magst es nicht sagen, und es geht mich auch nichts an," versetzte der Streitberger. Sie waren unterdessen ganz in die Nähe der Burg gelangt, die wie alle Festen des fränkischen Hochlandes, die auf Felsenvorsprüngen die Thäler beherrschen, gegen die Fläche, von welcher sie allein zugänglich sind, mit starken Mauern und Zinnen geschützt war. Das Thor öffnete sich, noch ehe die beiden Wanderer Einlaß begehrt hatten, denn die Rückkehr des Junkers von seiner Jagd, diesmal ohne Beute, war schon bemerkt worden. Conrad trat ein in den Burg-

hof, und sein dunkles Auge überflog mit einem raschen Blicke die alte, wohlbekannte Stätte, nachdem es nur flüchtig das ihm fremde Gesicht des Thorwarts gestreift hatte. Wie schlug ihm das Herz in der Brust, wie spottete dies mächtige Gefühl, das ihn bewegte, aller Anstrengung, die es unterdrücken wollte! Zum Glück hatte der Junker keine Ahnung, daß den Fremden, welchen er mit sich einführte, gerade in diesen Ringmauern besondere Gedanken überfallen könnten, er bemerkte also gar nicht, wie dessen Antlitz den innern Aufruhr verrieth, und sorgte nur, daß ihm eine Stätte zum Ausruhen und ein Trunk der Labung zu Theil werde.

„Der Mann ist mein Gast, pflegt ihn, wie es sich gebührt!“ befahl er noch ausdrücklich dem Vogte, der im Hofe stand.

„Ich darf mich doch in der Feste umschauen?“ fragte Conrad.

„Das kannst Du,“ versetzte der Junker. „Du wirst doch kein feindlicher Späher sein, der eine schwache Stelle auskundschaften will, um mich einmal zu überrumpeln und Besitz von der Streitburg zu nehmen? Nun, alter Gesell, Du bist verdammt kitzlich, verträgst keinen Spaß! Daß Du keine Rotte von hundert Spießen hinter Dir hast,

seh' ich Dir wohl an — thu' Dir also gütlich, ruhe Dich aus, und dann schau' Dich um nach Gefallen. Verändert wirst Du nicht viel finden, seit Du hier gewesen bist!"

„Was sagt Ihr, Herr? Wie kommt Ihr darauf?" rief Conrad, trotzig auffahrend. „Ich —?"

„Du bist wohl nicht recht bei Dir?" versetzte der Junker, jetzt ernsthaft werdend. „Hast Du mir nicht selbst gesagt, daß Du dem Cunz Schott gedient hast und ihn nicht schelten lassen willst?"

„Wenn ich ihn nicht schelten lassen will, so brauch' ich ihm darum noch nicht gedient zu haben und nimmer auf der Streitburg gewesen zu sein," antwortete Conrad, sich auf seine vorige Rede besinnend.

Der Junker bestätigte durch einen Wink der Hand gegen den Vogt seine vorige Weisung, und überließ diesem den wunderlichen Kauz, mit dem kein ruhiges Wort zu sprechen war. Der Vogt sah den fremden Gast, der ihm ein gar verdächtiges Aussehen hatte, nicht eben freundlich an, doch kam er dem Befehle seines jungen Herrn nach, ließ ihn in die Gesindestube treten, und gab einem Knechte Auftrag, für ihn weiter zu sorgen. Conrad warf seinen Quersack ab, und streckte sich, ohne

ein Wort zu sprechen, auf die Bank. Aber kaum war er allein, als er aufsprang und durch eine kleine Pforte, die er, wie jeden Schlupfwinkel in dem ganzen alten Bau kannte, in den dunkeln Gang trat, welcher hinter der Gesindestube weiterhin zu der Stiege führte, auf der man über manchen Absatz zur Höhe des Hauptthurms gelangen konnte. Er rastete nicht einen Augenblick im Aufsteigen, bis er die letzte Stufe erreicht hatte, und nun hinaustrat auf die Platte, wo ihm die freie Luft um die heiße Stirn wehte. Wohl bot sich hier die herrlichste Aussicht über Thal und Berg, aber Conrad's Auge suchte nur die Tiefe zu seinen Füßen, wo er den ganzen Umkreis der Burg überschauen konnte, sein rechtmäßiges, ihm entrissenes Eigenthum! Ein Knabe zu jener Zeit, hatte er sich nie darum bekümmert, mit welchem Rechte sein Vater auf der Streitburg saß, er wußte nichts von dem Geschlechte, dem sie gehört und dessen früherer Besitzer sie, ohne seine Verwandten zu fragen, an den Markgrafen verkauft hatte, er ahnte nicht, daß dieser, allen Einspruch derselben abweisend, als seinen Amtmann nur Cunz Schott auf das Schloß gesetzt, und nach dessen Tode sich wiederum mit den Streitbergern abgefunden und den Marschall Rochus, den Vater des Junkers, welcher

seinen Feind eben selbst eingeführt, neu belehnt hatte — ihm war der Vater, welcher die schwere Eisenfaust auf die ganze Gegend legte, der Herr auf der Streitburg gewesen, und wenn er denn auch das Leben verwirkt hatte, wie der Sohn nimmer zugeben konnte, so war doch sein Erbtheil nicht verfallen, so hatte nur die Gewalt Schott's Weib mit ihren unschuldigen Kindern vertrieben — und Conrad stand hier auf seines Schlosses höchstem Thurme, mit dem ohnmächtigen Grimm im Herzen, daß er sein Recht nicht zu erkämpfen vermöge! Wiedersehen hatte er aber die Stätte wollen, in der ihn jeder Stein an Tage seiner Kindheit erinnerte, es hatte ihn heimgetrieben, als könne er selbst in heißer Schlacht nicht ruhig sterben, wenn er nicht noch einmal auf dem Steine gestanden hätte, wo er dem Vater einst zum letzten Male auf der Hochwacht gestanden, um ihm mit seinem jungen scharfen Auge von fern her die Gelegenheit zur That zu erspähen, die ihm — das Leben gekostet hatte! Der Tag, wo das geschehen war, leuchtete plötzlich in grellen Lichtern vor seiner Seele auf: er sah den Vater, wie er ihm lachend die Schulter klopfte, ihn seinen wackern Buben nannte — er sah die Mutter, wie sie, das jüngste Kind auf dem Arme, sich wei-

nend mühte, den Vater abzuhalten, wie sie zuletzt seine Kniee umschlang — vergebens!

Ein lauter Ruf weckte Conrad aus seinen Träumen. Er sah hinab in den Schloßhof, wo der Junker stand und ihm winkte; langsam wandte er sich nach der Stiege zurück, um dem Rufe zu folgen. Alles war ja nun vorüber, er hatte die Stätte seiner Kindheit, sein Eigenthum! er hatte die Mutter noch einmal wiedergesehen, und konnte nun gehen, wohin ihn der Geist trieb. Als er aus der Thurmpforte in den Hof trat, war der neue Burgherr schon ungeduldig geworden. — „Du hast mir wohl einen Teufelssegen über mein Haus gesprochen?“ rief ihm derselbe entgegen. „Standest droben und strecktest den Arm in den Wind hinaus, als wolltest Du böse Geister rufen! Geh hinein, daß Du mit meinem Gesind essen kannst, nachher komm zu mir, ich habe noch ein Wort mit Dir zu reden. Nimm ihn mit, Vogt.“

Conrad wollte etwas erwiedern, aber er besann sich und folgte stumm dem Vogte, der ihn ebenso schweigend zu den Knechten führte, die schon in der Stube beim Essen saßen und den fremden Gesellen, über welchen sie bereits allerlei gesprochen hatten, neugierig anstarrten. Er grüßte sie mit freiem Wesen und nahm unter ihnen Platz. Hier

war er ja an seinem Orte, nicht droben im Herrenzimmer; hatte er sich doch als junger Knabe schon losgesagt, hatte sich den bitteren Feinden der Herren gesellt, und wenn er in seinem Leben noch irgendwo zur Ruhe kommen sollte, so war es nimmer auf einem Herrensitze! Als ihm beim Essen dieser Gedanke kam, stellte sich auf einmal wieder das freundliche, friedliche Bild eines Thales vor sein inneres Auge, er sah das bescheidene Haus, in dem er kürzlich gerastet, und die gutmüthige Frau, die sein gepflegt — was er ihr kurz vor dem Abschiede gesagt, fiel ihm wieder ein, es war durchaus nicht ganz im Scherz gesprochen, es war sein halber Ernst gewesen, und die Bitterkeit, welche das Ausbleiben seiner Mutter in ihm erzeugt hatte, mochte ihr Theil dazu beigetragen haben. Wenn er sich dachte: die stolze Frau droben auf dem Schlosse Rabenstein mit ihrer Sippschaft, und weiter unten im andern Thal der kleine Herr Ohm, der die Muhme seines Vaters zur Frau hatte, lauter Blutsverwandte vom besten fränkischen Adel, und er dann, der verlorene Sohn, als Wirth auf dem Toos mit der Frau Marthe hausend, wie war das ein Hohn für Alle, die ihm jetzt wohl, wenn er an ihre Thür geklopft hätte, nimmer geöffnet haben würden!

„Dir schmeckt's nicht, Alter," sagte der Vogt, der ihn von der Seite beobachtete, wie er vor sich hinstarrend den Löffel nur langsam zum Munde führte. „Denkst wohl an alte Zeiten? Ja, es hat sich viel hier verändert! Der Junker sagt, daß Du Herrn Schott gedient hast, der vor Zeiten hier gesessen — ist's wahr?"

„Ich habe nur Kriegshäuptern gedient," antwortete Conrad.

„Nun, Herr Cunz führte auch Krieg auf seine Art — mit den Nürnbergern, mit den Bambergern, wie's eben kam. Die Nürnberger hätte er in Ruh' lassen sollen, das hat ihm den Hals gekostet — sie wurden klagbar über ihn, und wären an Kaiser und Reich gegangen, wenn der Markgraf nicht zum Cunz gesagt hätte: es ist besser, Du stirbst, als daß ich mit Land und Leuten verderbe!"

„Hat er das gesagt? Wohl! Es giebt heut keinen Herrn mehr, der seines Dieners wegen in Gefahr käme! Wohl bekomm's!" Mit diesen Worten stand Conrad auf, nahm seinen Quersack wieder auf die Schulter und fragte den Thorwart, den er wieder erkannt hatte, ob er ihn aus der Burg lassen wolle.

„Vergißt Du, daß der Junker Dich noch sprechen will?“ erinnerte der Vogt.

Conrad hatte es wirklich vergessen, doch gehorchte er der Mahnung und ließ sich in das Herrenzimmer führen, wo ihn der Junker erwartete. „Willst schon gehen?“ sagte dieser freundlich. „Höre, wackerer Gesell, Du kannst einen guten Handel machen, Dein Rappier gefällt mir — was willst Du dafür haben?“

„Es ist kein adelig Rappier, es ist eine gemeine kurze Wehr; ich verkaufe sie nicht!“ antwortete Conrad.

„Sei kein Thor, sieh her, ich zahle Dir, was sie werth ist, in blanken Kronen!“

„Herr, und wenn Ihr mir den doppelten Werth geben wolltet, ich verkaufe sie doch nicht! Ich bin kein Krämer!“

„Mann, wir sind hier nicht mehr Zwei, wie draußen an der Steinwand!“ rief der Junker, die Stirn runzelnd. „Ich kann mir die freche Weise ein wenig gefallen lassen, aber Du baust zu viel auf meine Geduld. Ein Wort von mir, und Du wirst ohne Deine Wehr aus dem Thor geworfen!“

„Versucht's!“ sagte Conrad und legte die Hand, wie er draußen gethan, an den Schwertgriff. In demselben Augenblick aber faßte der Vogt, der

das Zimmer nicht verlassen hatte, mit schneller Geistesgegenwart, da er seinen Herrn bedroht sah, die Hand des Fremden, riß sie, ehe dieser sich des Ueberfalls versah, vom Degengriff los, und mit der Linken sogleich die ganze Waffe aus dem Gehenk. Wehrlos jetzt, und von der Gewaltthat zum höchsten Grimm gereizt, stand der fremde Gast, er war ganz blaß geworden, seine Augen sprühten Feuer.

„Du hast Dir's selbst zugezogen!" sagte der Junker, der ebenfalls in große Aufregung gerathen war. „In meiner eigenen Kammer drohst Du mir mit dem Schwert — hinweg mit Dir! Es ist verfallen!" — stolz warf er einen Beutel mit Geld auf den Tisch — „nimm das, Du bist damit bezahlt! Gieb ihm eine andere Wehr, Vogt, damit er sich forthelfen kann, und dann hebe Dich aus meinen Augen!"

„Gieb mir das Schwert zurück!" rief Conrad außer sich dem Vogte zu. Der aber, ein großer, starker Mann, wies ihn ruhig ab, und reichte die Waffe seinem Herrn, indem er sich jedoch zwischen ihn und den Fremden stellte, von dem er sich Uebles versah. Da hatte sich aber der Junker von Streitberg schon wieder gefunden.

„Ich will nicht sein, wie der Landbeschädiger,

der hier gesessen hat!" sprach er. „Du könntest sagen, ich hätte Dich hinterlistig in meine Burg gelockt, um Dich zu berauben. Das konnte ein Schott wohl thun, ein Streitberg niemals. Da hast Du Deine Wehr zurück, zieh' in Frieden!"

Ohne ein Wort des Dankes, ja mit scheinbar erhöhtem Grimme in Blick und Mienen, nahm Conrad seine Waffe aus den Händen des Junkers wieder in Empfang und verließ das Zimmer, von dem Vogte dicht gefolgt, der nicht übel Lust hatte, ihn auf eigene Faust nochmals zu entwaffnen und in den Thurm werfen zu lassen. Er durfte das nicht wagen, doch versagte er sich nicht, den trotzigen Raufgesellen mit allem Uebermuthe eines Herrendieners jene Möglichkeit fühlen zu lassen, ehe er dem Thorwart Befehl gab, ihn aus dem Schlosse zu entlassen. Conrad erwiederte zu Allem, was jener sagte, kein Wort, aber der letzte Blick, den er ihm unter der Wölbung des Thores zuschleuderte, traf ihn mit unheimlicher Gewalt. — „Gott bewahre uns!" sprach er zu seinem Herrn, als er diesem die Meldung machte. „Dergleichen wüstes Kriegsvolk lernt allerlei schwarze Künste — ich sagt's Euch schon, Junker Friedrich, als ich ihn oben auf der Warte stehen sah, die Hand über die Zinnen ausstreckend, daß er nichts

Gutes im Schilde führe. Gott bewahre uns, daß er Euch kein Unglück gebracht hat!"

Conrad stand nun außerhalb des Schloßbanns, und sah noch einmal hinauf zu den festen Mauern und weit über das Land. Jenseit der Burg, auf dem fortgesetzten Thalrand, ragten die Klippen in den seltsamsten Formen empor, der schräge Felsenpfeiler dort, so schräg, daß ihn nur ein Wunder vor dem Sturze in's Thal zu bewahren schien, war der Markstein, welcher das Gebiet der Hohenzollern von dem des Bischofs von Bamberg schied — drüben hätte Conrad vielleicht Frieden gefunden! Oft schon war ihm gesagt worden, sich wieder zum Glauben zu bekehren, von welchem sein Vater ihn, ehe er selbst ein Verständniß gehabt, mit getrennt hatte; ein frommer Priester in Wälschland, der ihn auf den Tod krank einst gepflegt hatte, war mehr als einmal mit dieser Forderung zu ihm getreten und hatte ihm, als er seine Geschichte vernommen, wiederholt gesagt, es gebe für ihn nur eine einzige Stätte des Friedens. Wie kam ihm heut diese Erinnerung? Aber er wandte sich bitter lachend ab. Auf der andern Seite, wo das Thal, das er kaum durchwandert hatte, in all' seinem Reize ihn zur Umkehr zu locken schien, des Weges, den er heut gekommen

war, sah er jetzt einen Reiter unten auf dem Pfade an der Wiesent gemächlich daherziehen; das gelbe Rößlein mit der leuchtenden Bläſſe, hell von der Sonne beschienen, zeichnete sich klar auf dem grünen Grunde ab. — „Sucht mich der Herr Ohm?“ rief Conrad. „Hat die Frau Mutter ihn ausgeschickt, auf mich zu fahnden? Ihr holt mich nimmer ein, Herr Sebald, aber bringt ihr meinen letzten Gruß!“ Er winkte hinab, als könne ihn der ferne Reiter tief unten im Thale verstehen, und schlug dann den Weg über die Hochfläche gen Mitternacht ein.

Siebentes Kapitel.

Es war allerdings Junker Sebald, welcher nach Streitberg kam. Er hatte noch am Tage seiner Heimkehr von Rabenstein, nachdem er mit seiner Frau gesprochen hatte, die verdrießliche Botschaft, die er von dort zurückbrachte, bestellen wollen, wie sauer es ihm auch wurde. Die Vorwürfe, die er sich etwa machen konnte, hatte er schon gegen seine Frau ausgesprochen, die ihn, gutmüthig wie immer, auch gegen ihn selbst in Schutz genommen; von dem, welchem er in seiner Weise zu dienen gemeint, hatte er keine zu befürchten, dazu war er zu alt und der Fritz zu jung, aber verdrießlich blieb seine Botschaft immer, darum wollte er sich ihrer so schnell als möglich entledigen.

Von Oben war er auch schon im Schlosse bemerkt worden, und Friedrich kam ihm entgegen, als er den steilen Burgweg überwunden hatte. „Das ist mir ja eine große Freude!“ rief Fritz schon von Weitem.

„Die Freude wird sich bald legen, junger Freund,“ erwiederte Sebald, indem er ihm näher gekommen vom Pferde die Hand reichte. „Laßt mit Euch reden!“

Friedrich sah ihn verwundert an; da er aber seine Scherzreden gewohnt war, so suchte er darin keinen tiefern Sinn, half dem neuen und verehrten Gaste vom Rößlein, das sogleich ein Knecht übernahm, und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihm selbst den Sessel zurecht stellte. „Es ist mir lieb, daß Ihr heut gerade kommt, Herr Sebald,“ sagte er. „Ich bin unwirsch über mich selbst.“

„Dann geht es Euch ja gerade, wie mir. Wollen Beide beichten — fangt an, was habt Ihr verbrochen?“

Friedrich erzählte, was ihm heut geschehen war, wie er den fremden Kriegsmann getroffen und in bester Absicht mit sich genommen habe, wie er dann um dessen Schwert, das ihm ganz besonders gefallen, mit ihm gehandelt, und sich freilich zu einer Gewaltthätigkeit habe hinreißen lassen, denn

er könne nicht läugnen, daß es sein voller Ernst gewesen, den widerspenstigen Mann seiner schönen Klinge zu berauben und ihn mit Geld abzufinden, selbst gegen seinen Willen; nur im letzten Augenblick sei er noch zu besserm Entschluß gekommen. „Ich habe immer gedacht, ehrenfest zu sein," setzte er hinzu, „nun sehe ich aber, daß ich auch nicht für mich stehen kann, und das ärgert mich!"

Der kleine Herr hatte bei der Erwähnung und Schilderung des fremden Kriegsmannes aufgesehen: das war ja sein hochfahrender Hispanier vom Toos, das war der Bote, welchen Frau Judith an ihn abgeschickt, und der sich doch nicht auf dem Kohlstein gezeigt hatte. Abermals war er ihm so ganz nahe gewesen, und hätte ihn vielleicht, wenn er seinem Gelben unten im Thale eine kurze Strecke Trab zugemuthet, noch treffen können. Der Frau Judith schien ja an dem Manne viel gelegen, sie war offenbar bestürzt gewesen, als sie den Bescheid gehört, daß er gar nicht auf dem Kohlstein gewesen sei, und auf sein Befragen hatte sie endlich gestanden, daß er noch ihrem Herrn gedient und daß sie habe für ihn sorgen wollen. Wie lieb wäre es ihr gewesen, wenn Sebald ihn unverhofft doch noch getroffen und zu ihr gebracht hätte! Das war jedoch versäumt und der kleine

Herr tröstete sich darüber; was hätte auch Judith mit dem verwilderten Menschen anfangen sollen? — „Nun, Fritz,“ entgegnete er lächelnd, als dieser seine Erzählung mit so erbaulicher Selbstbetrachtung geschlossen hatte, „Ihr seid ein weißer Rabe unter Euresgleichen. Man sollte meinen, daß Ihr die Zeit, welche Ihr außerhalb Franken gewesen, in einem Kloster zugebracht, oder doch am Hofe des frommsten Bischofs, statt in der Mark Brandenburg, wo der Adel sich auch kein Gewissen daraus macht, zu nehmen, was nicht gutwillig gegeben wird. Beruhigt Euch! Der Mann ist ja doch unversehrt mit seiner schönen Wehr entlassen worden. Verdenken kann ich es Euch nicht, daß Ihr sie zu haben wünschtet, auch mich hat sie lüstern gemacht, und ich war d'rauf und d'ran, ein Reiterstücklein an dem Manne zu versuchen — ich aber, das versichere ich Euch, hätte ihm das goldene Schwert nicht wiedergegeben, und würde darum doch als ein guter, rechtgläubiger Christ gestorben sein. Wollt Ihr Euch gegen mich überheben, junger Fant?“

Friedrich lachte und fragte ihn, ob das seine Beichte sei? Dann wäre es ja höchst seltsam, daß sich ihre Gedanken begegnet hätten. Sebald seufzte. „Ach nein, guter Fritz!“ sagte er. „Mir liegt ein

ganz anderer Stein auf dem Herzen, helft mir ihn abwälzen, denn ich habe mich an Euch vergangen, und nur, wenn Ihr mir Absolution gebt, kann ich ihn los werden."

„Die habt Ihr im Voraus, Herr Sebald," erwiederte Friedrich munter. „Die Sünde an mir kann nicht schwer sein, da ich gar nichts davon weiß."

„Was werdet Ihr doch anders sprechen," fuhr Sebald fort, „wenn ich Euch bekenne, daß ich auf Rabenstein geplaudert habe!"

Friedrich sah ihn betroffen an und wurde roth. „Ich meinte es recht gut zu machen," sprach Sebald weiter, „Ihr hattet mir in einem traulichen Gespräch gesagt —"

„Aber ich hatte Euch nie einen Auftrag gegeben!" rief Friedrich in großer Unruhe. — „Was habt Ihr denn gethan? Gegen wen habt Ihr geplaudert? Doch nicht —?"

Sebald unterbrach ihn durch einen Wink seiner Hand. „Ich habe feierlich erklärt," sagte er, „daß ich im Auftrage meiner eigenen Freundschaft dastände — hört Ihr wohl? Nicht in Eurem Auftrage! Denn es würde sich freilich besser geschickt haben, wenn Ihr nicht selbst für Euch eintreten wolltet, daß Euer Vater, Balthasar's lang=

jähriger Freund, erschiene, statt des armen, alten Sebaldus Dornegg, der mit Mägdlein nicht umzugehen weiß."

„Ihr habt doch nicht gegen Agnes verrathen —?" rief Friedrich heftig.

„Nicht gegen sie allein, sondern gegen Alle habe ich als Euer Freund offen und ehrlich gesprochen. Seid doch nur still, hört mich doch nur erst an — gießt dann Euern Zorn über mich aus, oder fordert Genugthuung mit dem Degen in der Hand, wenn Euer Gewissen gegen mich hartnäckiger ist, als gegen den Mann vom goldnen Schwerte."

„Ich bitte nur um Eins, gütiger Herr! Was hat man Euch gesagt —?"

„Das Mägdlein natürlich nichts, die Mutter wenig, der Vater: Nein! das heißt, erschreckt nicht! er nahm mein Wort nicht an, er fand es auch seiner Würde nicht angemessen, irgend eine Hoffnung auszusprechen, aber ich glaube doch, wenn nun Alles in herkömmlicher Weise, die ich leider nicht halten kann, angefangen wird, der Herr Vater zum Herrn Vater spricht, alsdann die Frau Mutter ihr Wörtlein dazu giebt, und schließlich das holde Fräulein vorgeladen wird —"

„O hört auf, wenn Ihr mich lieb habt!" un-

terbrach ihn Friedrich in tiefer, unmuthiger Bewegung. „Ihr habt es gut gemeint, aber Ihr habt mir viel Unheil bereitet. Was muß man von mir denken, daß ich ohne irgend ein Recht, auf das ich fußen könnte, Euch zu diesem Schritte doch immer bewogen, wenn auch nicht aufgefordert habe!“

„Seid doch nicht thöricht, junger wilder Mensch! Seht, da liegt es ja eben!“ erwiederte Sebald mit schlauem Lächeln. „Glaubt Ihr, daß ich dies Recht nicht ungemein geschickt angedeutet habe?“

„Wie?!“ rief Friedrich, indem ihm die brennendste Glut in die Wangen stieg. „Was meint Ihr?“

„Ja, ja, der Sebald ist doch nicht ganz so'n Narr, wie man glaubt!“ sagte der kleine Herr. „Hat sich der Alte auch noch so böse gestellt, er weiß doch nun, wie es steht, und da er sein Töchterlein zärtlich liebt, wird er ihm das Herz nicht brechen. Ihr zerreißt mir ja das Kleid, Fritz, ich rede schon. Siehst Du, Balthasar, hab' ich ihm gesagt, wir sind ja auch einmal jung gewesen. Junges Volk hat doch nun einmal Gefallen an einander, und wer sich nicht verstellen kann, verräth sich bei aller Züchtigkeit! Ich habe mein Path-

kind lieb, als wär's mein eigenes, und wenn ich nun weiß, daß der Fritz ganz und gar sicher ist, ihre Zuneigung zu besitzen — warum sollt' ich nicht offen für ihn sprechen! So hab' ich dem Vater gesagt — war das nicht schlau?"

Friedrich schlug die Hände vor die Stirn. „Ihr habt mich ehrlos gemacht!" rief er außer sich.

„Aber, Fritz! Hört mich doch nur an!" sagte der kleine Herr betroffen. „Was redet Ihr da!"

„Ehrlos schelte ich den Buben, der sich einer Jungfrau Zuneigung rühmt! Hab' ich Euch davon gesprochen, Euch etwa erzählt, wie es geschehen sei, Euch nur gesagt, daß ich es glaube? Bin ich nicht stets Euren Fragen danach ausgewichen? Und Ihr stellt mich hin wie einen eingebildeten, schwatzhaften Thoren, der keiner Neigung werth ist!"

„Hab' ich das gethan? Hab' ich gesagt, daß Ihr mir Alles erzählt habt, oder nur, daß ich es errathen, daß ich es weiß? Ist dem etwa nicht so? Glaubt Ihr nicht, daß Euch Agnes zugethan ist? —"

„Was Ihr gethan habt, läßt sich nicht mehr ändern," erwiederte Friedrich, indem er sich zu fassen und zu mäßigen suchte. „Auch habe ich

kein Recht, Eurer guten Absicht einen Vorwurf zu machen — — daß es zum Unglück ausgeschlagen, ist nicht Eure Schuld. Verzeiht, daß meine Heftigkeit mich hinriß. Ich danke Euch, daß Ihr mir helfen wolltet —“

„Nun dankt er mir noch, und schüttet mir damit eine ganze Glutpfanne voll Kohlen über den kahlen Kopf!“ sagte Sebald, dem nun wieder leichter wurde, da das Schlimmste abgethan war. „Ich habe böses Wetter angerichtet, wo ich Sonnenschein wollte, daß ich's in guter Meinung gethan, macht's nicht besser. Sagen mußte ich Euch Alles, hinter'm Berge halten kann ich nicht, auch wo's für mich besser wäre. Ich hätt's ja verschweigen können, die letzte Sache meine ich, die Euch so in Harnisch gebracht hat — erfahren hättet Ihr's gar nicht. Nun wißt Ihr's aber, und könnt sagen, wenn Ihr wollt, daß ich gelogen habe. Ich schüttele mir's schon ab.

Friedrich bat ihn nochmals um Verzeihung, daß er sich gegen ihn vergangen habe, und wollte nun Alles wissen, was auf Rabenstein geschehen sei. Der kleine Herr erzählte denn auch seine Manier, wobei er sich selbst nicht schonte; als er schilderte, wie die beiden Mädchen, gleich frischen Rosen anzuschauen, Anfangs wohl gelächelt, dann

aber roth geworden und dann im Garten, wie Agnes erblaßt war, da wallte das Blut seines Zuhörers stürmischer auf, und er konnte nicht mehr so böse auf den alten Freund sein. Die weiteren Mittheilungen über das, was die Mutter, selbst was der Vater gesagt, hatten für ihn weniger Werth — denn er nahm unfehlbar an, daß ihm jene Zeichen, welche der Sprecher so anschaulich gemacht, günstig seien! Im Grunde war er dann wirklich dem guten Junker Sebald zum Danke verpflichtet, daß er ihm Bahn gebrochen, und er sprach das auch aus.

„Als Widder und Sturmbock!“ rief Sebald vergnügt. „Habe ich Euch einen Zugang in die Mauer gebrochen, so schiebt nur den Sturm nicht lange auf, sonst wird die Lücke wieder gesperrt!“

Friedrich fragte jetzt nach dem Vetter des Rabensteiners, welchen Sebald nur ganz flüchtig erwähnt hatte; er selbst kannte Wolf Schott wenig, da er ihn wohl zuweilen gesehen hatte, aber nie mit ihm näher zusammengekommen war. Wolf war sieben oder acht Jahre älter, als er, was in den Zwanzigern schon einen Unterschied macht, er stand hoch in der Gunst des Markgrafen, welcher oft, wie man sagte, mehr auf ihn, als auf seine erfahrensten Räthe hörte; das aber hätte den Sohn des

Marschalls nicht abhalten können, sich ihm zu nähern, es war vielmehr der Gedanke, daß Wolf's Vater einst die Streitburg besessen, und es seinem Sohne nimmer lieb sein könne, dem neuen Besitzer oft zu begegnen. Daß er jetzt auf Rabenstein war, daß er als nächster Vetter den täglichen Umgang der holden Mädchen genoß, regte momentan in Friedrich ein anderes Gefühl auf, und dasselbe steigerte sich, als er erfuhr, daß Wolf ein Zeuge von Allem, was dort verhandelt worden, gewesen war. Sebald mochte etwas davon ahnen, was in seinem jungen Freunde vorging, denn er wurde vorsichtiger in seinen Aeußerungen, und sagte zuletzt: „Ein Politicus, der Wolf, kein fröhliches Frankenblut mehr! Die Mädchen sehen ihn an wie einen fremden, vornehmen Herrn. Ich hätte eher geglaubt, daß er ein Genoß des Infanten Don Philipp wäre, als Eures freisamen, lebenslustigen Markgrafen." Verzeih' mir Gott, setzte er in Gedanken hinzu, wenn ich gelogen habe, aber wo Pulver liegt, muß man Feuer und Licht bewahren. Er erzählte dann, in unbefangener Weise noch Mancherlei, und vergaß nicht zu berichten, daß Frau Judith Schott, Balthasar's Schwester, jetzt bei seiner Wirthin auf dem Kohlstein zum Besuch sei, und wenn sie sich auch nicht ausge=

sprochen, doch der Sache, die er bei seiner Heimkehr ausführlich abgehandelt habe, gar nicht entgegen scheine; er werde noch das Seinige thun, sie ganz dafür zu gewinnen. So werde ja ihr Geschlecht auf der Streitburg wieder heimisch.

Friedrich war beruhigt. Nach Art der Jugend rasch in die entgegengesetzte Stimmung überschlagend, rief er: „Ihr habt mich tief beschämt, Herr Sebald. Ich war schon so weit, Euer Kommen für das Unglück zu halten, das mir der Zaubersegen des gereizten Kriegsknechtes bereitet habe, und nun preise ich Euch!“

„Vergeßt nur nicht, daß ein Sturmbock wohl eine Mauer brechen, aber ohne Mannen keine Feste gewinnen kann!“ erwiederte Sebald. „Wenn ich Euch rathen soll, laßt Euren Vater zuerst sprechen. Mein Vetter Balthasar ist ein Freund der guten und alten Sitte — Ihr versteht mich.“

Der junge Streitberg drückte ihm die Hand, und Beide unterhielten sich beim Becher noch eine Weile, bis die Zeit des Aufbruchs für Junker Sebald kam, denn wie kurz auch der Weg trotz aller Thalkrümmen war, den er nach seinem Hause zurückzulegen hatte, so brauchte er bei seiner Abneigung gegen gewaltsame Ritte doch immer zwei Stunden dazu, und für einen Greis von seinem Alter

war es schon viel, daß er in einem Nachmittag diese Strecke zweimal zurücklegte. Friedrich ließ es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten, da er den alten Herrn nicht allein reiten lassen wollte; sein feuriges junges Pferd schien auch in dem Gelben einiges Ehrgefühl zu wecken, so daß Junker Sebald noch nie so rasch und angenehm fortgekommen war. Am Fuße der Felszacken in Tüchersfeld nahm Friedrich Abschied von ihm; er lehnte die freundliche Einladung, oben einzusprechen und über Nacht zu bleiben, ab, und sprengte dann in stürmischer Hast, das Gefühl des Glückes in der Brust, durch das abendlich schimmernde Thal zurück. Hätte er jetzt einen Blick nach dem fernen Paradiese seiner Sehnsucht thun können — wie anders wäre ihm zu Muthe geworden!

Im kleinen Schloßgarten auf Rabenstein saßen die beiden Schwestern, als der Abend dieses Tages sich neigte, traulich zusammen; sie hatten gewiß eifrig geplaudert, das zeigten ihre lebhaften Züge, ihre munteren Augen. Gestern waren sie nach der Abreise des Oheims, der eine so große Störung in das harmlose Familienleben gebracht hatte, den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein gekommen; die Mutter hatte das gebilligt, weil doch der Vetter Wolf zugegen gewesen, als der

Oheim mit seinem Geheimniß vorgerückt war, man hätte glauben können, in boshafter Absicht. Agnes schämte sich, dem Vetter wieder zu begegnen, obgleich sie keine Ahnung davon hatte, was der böse Oheim überdies noch den Eltern von ihr gesagt, und obenein mit einer Zuversicht, daß selbst die Mutter, welche ihr Kind doch genau kannte, eine Weile zweifelhaft geworden war, ob nicht ihr Herz sich wirklich dem Manne, für welchen Sebald gesprochen, zugewandt habe. Wenn Agnes geahnt hätte, daß der Oheim von ihr geglaubt, sie habe zu dieser Annahme irgend einen Anlaß gegeben, und wenn sie gar gedacht, Wolf könne auch das gehört haben, so hätte sie wahrscheinlich den Muth nicht mehr gefunden, vor seiner Abreise wieder mit ihm zusammen zu treffen. Die Mutter hatte ihr aber, wie natürlich, kein Wort davon gesagt, und es doch verstanden, über diese zarte Frage die rechte Antwort zu finden. Sie war damit einverstanden gewesen, daß Agnes, durch des Oheims unbegreifliches Beginnen verletzt, sich noch zurückhalte, um erst wieder ihr unbefangenes Wesen zu gewinnen, und daß auch Adelheid, wie diese wünschte, bei ihr bleibe. Sie hatte ihren Kindern kein Geheimniß daraus gemacht, daß der Vater dem Oheim seine Mißbilli-

gung zu erkennen gegeben, und daß Wolf dies angehört habe. Für Agnes war das ein heller Sonnenblick durch trübes Gewölk. Sie bedurfte zwar noch mancher Stunde, noch manches tröstlichen Wortes der Schwester, ehe sie sich von dem ihr widerfahrenen Leide — und es war ihr ein Leid! — wieder zu freieren Gedanken erheben konnte, aber als die Nacht, in welcher sie mehrmals von ängstlichen Träumen aufschreckte, vorüber war, als der frische Morgenwind in ihr offenes Fenster drang, und sie nun, mit einigem Bangen zwar, aber doch von wachsendem Verlangen getrieben, mit Adelheid wieder in dem Saale erschien, wo die Eltern und Wolf schon versammelt waren, da wich mit dem ersten freundlichen Gruß und Blick der Druck, der noch auf ihrem Herzen lag, und dasselbe hüpfte wieder frei und fröhlich auf wie sonst. Der Vater hatte beschlossen, gar nicht mit Agnes über das ganze Verhältniß zu sprechen, seit die Mutter ihm das Ergebniß ihrer Beobachtungen mitgetheilt hatte, er war gegen sein Kind so herzlich und gütevoll, wie immer, aber nicht mehr, damit es nicht den Anschein einer durch den besondern Anlaß erhöhten Zärtlichkeit habe. Wolf allein hätte einem seelenkundigen Forscher ein verändertes Benehmen verrathen können,

aber auch nur einem solchen, der ihn nicht von länger her kannte, ihn oft gesehen, sondern seine Beobachtung nur auf gestern und heut beschränkt hatte. Der kleine Herr, welcher seinen Neffen gestern gegen seine frühere Art und Weise ungemein verändert, viel ernster und gemessener gefunden hatte, würde heut diese Meinung zurückgenommen und den Grund der vorübergehenden Erscheinung vielleicht in seinem Verhältniß zur Mutter gesucht haben. Das war von ihrer Seite freilich nicht, wie es sein sollte, und konnte darum wohl auf den Sohn einen ernst stimmenden Einfluß üben. Schlimm genug, würde Sebald gesagt haben, wenn der Sohn erst wieder aufthaut, sobald er von der Gegenwart derer, die ihm die Liebste sein müßte, befreit ist. Wolf war in der That heut wieder das echte, fröhliche Frankenblut, wie ihn Sebald sonst immer genannt hatte, und sein Markgraf, welcher solches in seiner Umgebung liebte, weil er selbst nicht aus der Art geschlagen war, würde seine Freude an ihm gehabt haben. Auch seine Verwandten freuten sich über ihn, und Frau Brigitte, welche in ihrer glücklichen Ehe den heitern Sinn der früheren Jahre nicht verloren hatte, konnte oft herzlich auflachen, wenn Wolf seinem Geiste des Scherzes und

harmloser Neckerei gegen die Mädchen den Zügel schießen ließ. Der greise Vater blickte dann lächelnd und wohlmeinend auf das junge Volk und gab wohl auch sein Wörtchen dazu, denn er konnte mit der Jugend noch fröhlich sein, was dem Alter nicht immer beschieden ist. So war der Morgen vergangen, und da der Nachmittag nicht so heiß wie in den letzten Tagen war, hatten die beiden Männer einen Ritt zu einem benachbarten Grundherrn unternommen, mit welchem Balthasar von Rabenstein über gemeinschaftliche Angelegenheiten des Adels eine Rücksprache zu nehmen hatte. Auf diesem Ritt freilich, aber auch nur dann, war die Meinung Sebald's, daß Wolf mit Staatshändeln sich viel beschäftige, reichlich bestätigt worden. Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte!

Die Schwestern hatten die Stunden, da auch die Mutter anderwärts beschäftigt war, im Garten zugebracht, fleißig gearbeitet und noch fleißiger geplaudert. Adelheid, die Aeltere, war in Gegenwart von Andern viel stiller, viel ernster, als ihre Schwester; auch ihre äußere Gestalt, ihr dunkles Haar, die ungewöhnlich starken Augenbrauen, der langsame Aufschlag ihres Auges, wenn sie es auf einen Sprechenden richtete, mochten dazu beitragen, sie gegen Agnes, deren ganzes Wesen

licht war, wie ihre goldschimmernden Locken, fremdartig erscheinen zu lassen. Doch war es, als gebe Jede der Andern erst im Zusammensein die rechte Schönheit, und die Mutter hatte schon einmal halb im Ernste gegen ihren Gemahl geäußert, daß sie sich gar nicht denken könne, wie die beiden Kinder getrennt werden möchten. Auch heut von den grünen Blättern und Ranken der Laube, wie von einem Rahmen eingefaßt, war es ein reizendes Bild, die blühenden Mädchen, unschuldig plaudernd und Gott sei Dank! so fröhlich zu sehen; die Mutter, welche sich ihnen unbemerkt nahte, konnte ihren Blick nicht genug an ihnen weiden.

Sie trat nun zu ihnen und ließ sich neben Agnes, die ihr auffordernd Platz machte, nieder. „Was habt Ihr gehabt?“ fragte sie freundlich. „Adelheid blickt so muthwillig, als habe sie mein armes Nesthäkchen wieder gequält.“

„Das Nesthäkchen hat ein so scharfes Schnäbelchen, daß es sich schon zu wehren weiß,“ erwiederte Adelheid munter. „Auch bin ich gequält worden, nicht sie. Der Oheim Sebald soll sich durchaus versprochen und mich gemeint haben.“

Sie konnten schon darüber unter sich mädchenhaft scherzen! Die Mutter ging darauf ein und

wurde immer mehr in ihrer Meinung bestätigt: das Herz ihres Kindes war nicht im Spiel. Mochte nun Gott Alles fügen, wie Er wollte: sie konnte ruhig der Zukunft entgegen blicken. Im weitern Gespräch fügte es sich aber doch, daß sie ein wenig weiter ging, als sie erst gedacht hatte. „Wie nun, wenn der Vater Ja gesagt hätte?" warf sie leicht hin.

Agnes wandte sich schnell nach ihr um, als erschrecke sie über diesen Gedanken, und die Mutter konnte auch etwas dieser Art in ihren gespannten Mienen lesen, aber gleich erheiterten sich diese wieder. „Wenn er es gesagt hätte!" entgegnete Agnes. „Aber der Vater hat einmal Nein gesagt, dabei wird es denn auch verbleiben und ich muß mich trösten, Adelheid, nicht wahr?" Es lag in dem schalkhaften Blick, der diese Worte begleitete, die Gewißheit, daß der wahre Trost schon in dem Nein des Vaters enthalten gewesen war, und die Mutter dachte nun doch mit einiger Besorgniß an die letzten Aeußerungen des Vetters Sebald, welcher jenes Nein nur auf sich bezogen, nicht aber für eine unbedingte Zurückweisung angesehen hatte.

Unterdessen war die Sonne hinter die westlichen Höhen, welche sich zum Aufseßthal hinziehen,

gesunken, und das Glöcklein der nahen Klaussteiner Kapelle ließ sich klar und deutlich vernehmen. Die beiden Männer kehrten eben von ihrem Ritte heim, sie waren auf dem Wüstenstein gewesen, welcher einem Zweige des Freiherrngeschlechts der Aufseß gehörte, deren Stammschloß weiter aufwärts im Thale liegt, das mit seinem Gewässer von ihm den Namen trägt. Noch jetzt ist es wohlerhalten und sein Name hat einen guten Klang in Deutschland, denn sein Besitzer ist der Gründer des Germanischen Museums zu Nürnberg. Der Wüstenstein aber ist seitdem in dem Besitz der Brandensteins gewesen, ehe er in Trümmer gesunken ist. Damals stand er noch mit seinen stattlichen Mauern und hochragenden Thürmen, das Thal beherrschend, wo sich die Wege von Bayreuth und Vorchheim, der alten Kaiserstadt, entgegen kommen, und der Freiherr von Aufseß, im Lande hochgeachtet, übte die Gastfreundschaft im weitesten Umfange, wurde auch wohl in wichtigen Dingen von seinen Nachbarn zu Rathe gezogen, wie heut von Herrn Balthasar. Es galt das Verhalten der Landschaft gegen den Markgrafen, der wieder mit neuen und bedeutenden Forderungen für seine unbekannten Pläne hervortreten wollte. Wolf, der seinem Herrn so nahe stand, war des-

halb von seinem Oheim mit nach dem Wüstenstein genommen worden, um über Manches, das vielleicht zur Sprache käme, Aufschluß zu geben. Er vertheidigte die Forderungen des Markgrafen als wohlbegründet und wußte zu beweisen, daß sie den alten, wohlverbrieften Rechten der Stände in keiner Weise zuwider seien, nur über die Pläne seines Herrn, denen die Rüstungen und die damit zusammenhängenden Forderungen galten, wollte oder konnte er sich nicht aussprechen. „Ihr wollt nicht!" hatte der Freiherr lächelnd gesagt, und dabei dem jungen Schott auf die Schulter geklopft. „Unser gnädiger Herr ist kein versteckter, heimlicher Fürst, wie Andere, die ich nicht nennen will. Daß er seine Anschläge uns nicht vor Augen legt, verdenkt ihm Niemand; wem er aber sein Vertrauen schenkt, wie's männiglich mit Euch bekannt ist, dem wird er auch wohl mehr sagen. Laßt' gut sein, es ist schon recht, daß Ihr als ein getreuer Diener nicht plaudert und daß Ihr uns auch nicht in den Bart sagt: ich mag nicht! Aber wir wollen doch darüber unsere eigenen Gedanken haben!" Zu einer Verständigung war es nicht gekommen, da man doch erst abwarten mußte, was sich herausstellen werde; nur eine vorläufige Richtschnur hatten die beiden alten Herren, welche

zu den zuverlässigsten Vasallen ihres Fürsten gehörten, verabredet, und dann sich getrennt. Auf dem Rückwege war natürlich zwischen Balthasar und seinem Neffen das Gespräch fortgesetzt worden, und dieser hatte noch einmal, da er auch den Oheim ungläubig gegen seine vorgegebene Unbekanntschaft mit den Absichten seines Herrn fand, lebhaft betheuert, daß er darin nur die Wahrheit gesprochen, als das Glöcklein der Kapelle, in deren Nähe sie schon gekommen waren, von seinem Felsgipfel erklang, wo das kleine Gotteshaus über der riesigen Tropfsteinhöhle, von deren Dasein im dunkeln Schooß der Bergmasse damals noch Niemand eine Ahnung hatte, sich erhob. Herr Balthasar, obgleich seit mehr denn dreißig Jahren schon der protestantischen Lehre zugethan, hielt sogleich sein Roß an und entblößte sein silberweißes Haupt zum Gebet — und Wolf that desgleichen. Ob die Mahnung von einer katholischen Kapelle kam, sie galt für alle Christen und wurde niemals verschmäht. Nachdem die beiden Reiter ihren Abendsegen still gesprochen, setzten sie ihre Pferde langsam wieder in Gang und ritten eine Weile schweigend neben einander her. „Oheim,“ begann Wolf sodann, „ich bin Euch doch wenigstens meine Meinung schuldig. Ihr habt mich

danach gefragt und ich will sie Euch nicht vorenthalten. Im deutschen Reiche geht seit dem Siege des Kaisers über den schmalkaldischen Bund Mancherlei in aller Stille und Verschwiegenheit vor. Die Fürsten, welche dem Kampfe zugeschaut haben, ohne Theil zu nehmen, sind mißtrauisch geworden, daß der Sieg im weitesten Sinne benutzt werden könne: die Gefangenhaltung des Landgrafen von Hessen, das Interim in Glaubenssachen, manche Aeußerung, welche dem Kaiser untergelegt worden ist, fälschlich ohne Zweifel, denn der Kaiser ist viel zu weise, zu vorsichtig, um solche Reden zu führen, aber immer doch schlimm, daß sie für wahr gehalten werden — kurz, Alles das hat unläugbar viel böses Blut gemacht, und ich glaube gewiß zu sein, daß ein geheimer Fürstenbund gegen den Kaiser geschlossen ist."

„Das wolle Gott nicht!" rief Balthasar überrascht.

„Amen!" erwiederte Wolf. „Indessen fürchte ich, daß unser frommer Wunsch eitel ist. Laßt mich ganz offen sprechen!"

„Hat Dich das Glöcklein erst zur Aufrichtigkeit gegen Deinen alten Oheim mahnen müssen?" entgegnete Balthasar.

„Es sind traurige Geschichten und ich glaubte

kein Recht zu haben, darüber zu reden," erwiederte Wolf. „Was ich sagen kann, ist ja meist auch nur Vermuthung, gesammelt aus einzelnen Bemerkungen, die ich hier und da gemacht habe. Vor Magdeburg hat es schon längst angefangen, und wenn ich recht rathe, ist es der Markgraf Johann von Brandenburg, unsers Herrn Albrecht Vetter, welcher rastlos die Sache betreibt. Auch der Herzog von Preußen, sein Oheim, mag von fernher das Feuer schüren. Johann Albrecht von Mecklenburg steht bereits in Unterhandlung mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen, um diesen, welcher doch für den Kaiser gestritten, ihm seinen Kurhut verdankt und Magdeburg mit der Reichsexecution belagert, zu gewinnen. Ich habe ein Wort von einem Vertrauten des Kurfürsten Moritz, Jakob von der Schulenburg, ohne daß er auf meine Nähe achtete, gegen einen Andern fallen hören, das mich fast davon überzeugt hat, wie der Kurfürst gar nicht abgeneigt ist, sich darauf einzulassen. Nur Sicherheit will er haben, und wie er sich ausgedrückt hat, auf welche Seite er auch geräth, so will er seinem Widerpart das Spiel verderben, wo nicht gar die Karten zerreißen. Wer sonst noch dabei ist, weiß ich nicht, aber sie hoffen auch auf den Kurfürsten von Brandenburg,

auf die Seestädte, auf den König von Dänemark, ja auf England."

„Aber das ist ja Empörung und Aufruhr im Reiche?" rief Balthasar. „Soll wiederum, nachdem der Friede kaum dürftig gewonnen ist, deutsches Blut im Kampfe gegen Deutsche fließen, und wollen sie gar den Fremden in's Land ziehen? Der Däne ist wohl Reichsstand, und deutschen Geschlechts obenein, aber das hat er vergessen und wird uns immer ein Fremder sein — und England, was soll England sich in deutsche Sachen mischen?"

„Ich kann Euch noch mehr sagen, Oheim," versetzte Wolf. „Sie richten die Augen selbst auf Frankreich."

Da verlor der Greis seine ganze Ruhe, riß sein Pferd im Zügel, daß es sich bäumte, und rief: „Willst Du deutschen Fürsten Schmach anthun?"

„Eine Schmach ist es und sie möge unauslöschlich auf ihnen brennen!" entgegnete Wolf, der auch in mächtige Bewegung gerathen war, „Aber nicht ich thue sie ihnen an — denn ich rede die Wahrheit. Zeihet mich nicht wälscher Künste des Horchens und listigen Lauerns; Alles, was ich erfahren, hat sich mir von selbst aufge-

drängt, und es gehörten oft nur scharfe Sinne und ein wenig gesunder Mutterwitz dazu, um den Zusammenhang, so weit er dunkel blieb, zu errathen. Auch war es meine Schuldigkeit als treuer Diener, meinen Herrn, der in ritterlicher Arglosigkeit das Getriebe nicht ahnte — wenigstens," setzte er etwas stockend hinzu, „nicht in seinem vollen Umfange — von den Gefahren und was für deutscher Nation Unglück sonst etwa daraus entstehen möchte — Ihr werdet mir Recht geben —"

Der Oheim hatte auf die stockende Rede, welche in Bezug auf den Markgrafen Albrecht einige Unsicherheit verrieth, nicht geachtet, ihn beschäftigte nur der Gedanke, daß deutsche Fürsten in solcher Zahl gegen den Kaiser einen Bund schließen und sich mit dem Könige von Frankreich dazu einlassen könnten. „Freilich haben wir auch das schon erlebt vor sieben Jahren in Geldern!" sagte er mit dem tiefen, gewaltigen Tone, der seinen innern Zorn verrieth. „Du hast ja mit im Felde gelegen, als der Kaiser den Herzog von Cleve mit seinen vom Reich längst verworfenen Ansprüchen als Egmont's Erbe niederwarf, trotz der französischen Hülfe. Aber das war doch nur ein einzelner, von Eigennutz verblendeter Fürst! Wollen nun so Viele das schändliche Beispiel geben, den

Reichsfeind, mit welchem Kaiser Karl sein ganzes Leben hindurch vier schwere Kriege geführt, in deutsches Land ziehen, ihm wohl gar ein Stück deutschen Landes zum Lohn hinwerfen? Denn umsonst leistet der Franzose keine Hülfe, nicht mit einem Geschwader, nicht mit einer Rotte seiner Kriegsknechte! Wolf, Wolf, wenn Du Wahrheit gesagt, dann wär's ja Deine Pflicht, flugs zum Kaiser zu reiten und ihn zu warnen!"

„Ich habe meine Pflicht gethan, Oheim," antwortete Wolf bescheiden. „Ahnt Ihr nun, was die Rüstungen meines gnädigen Herrn, des Markgrafen, obwohl er mir dafür keinerlei Auskunft gegeben, wohl für eine Bedeutung haben mögen?"

„Sind sie so gemeint," sagte Herr Balthasar, „dann wollen wir ihm mit vollem Herzen Hülfe und Beisteuer geben, so viel er von uns verlangt. Nicht, daß wir uns freuen würden, wenn es wirklich zum Kampfe zwischen deutschen Genossen käme, die allesammt unter des Kaisers und des Reiches Fahne stehen sollten nur gegen den Fremden, wenn es deutscher Nation Ehre und Sicherheit verlangt. Aber ich meine, wenn eine stattliche Rüstung auf des Kaisers Seite steht, werden sie wohl ablassen, und der Stimme besserer Einsicht Gehör geben, daß der Friede mit allseitiger Billigkeit zu Stande

komme und Jedem sein Recht bleibe. — Ich kann mir wohl denken,“ fuhr er ruhiger fort, „was sie zu diesem Beginnen veranlaßt. Sie besorgen, der Kaiser in seiner Allgewalt nach dem Siege werde, wie er in Spanien mit seinen Ständen gethan, so auch in Deutschland mit den Fürsten verfahren und sie der Herrschaft seines Scepters für alle Zeiten unterwerfen — sie fürchten auch wohl, nach dem Interim mit seinem verfänglichen Namen für die Glaubensfreiheit! Aber ich habe eine bessere Zuversicht zum Kaiser, weil ich ihn kenne! Und müssen sie die Waffen gegen ihr geheiligtes Oberhaupt erheben, wo einmüthiges Zusammenstehen auf dem Reichstage ihre Rechte wahren kann?“

„Ob sie die Waffen erheben wollen, wie weit überhaupt ihre Pläne gehen, weiß ich nicht,“ erwiederte Wolf. „Ich glaube nur sicher zu sein, daß ein Bund gegen den Kaiser im Werke ist, und wenn mein Herr, der Markgraf, in Waffen sich in die Mitte des Kampfplans stellt, um den bösen Ausbruch zu verhüten, so sollte ich meinen, daß er sich den Dank des Kaisers, wie der Fürsten, ja des ganzen deutschen Volkes verdiene!“

„Gott segne ihn, so er das thut!“ sprach der Greis. Sie ritten eben über die Brücke von Rabenstein, und das inhaltschwere Gespräch war beendigt.

Der Abend dunkelte bereits, aber der Mond war aufgegangen und erhellte die östliche Seite des Schlosses mit einem magischen Schimmer. Wolf machte den Oheim darauf aufmerksam, wie Licht und Schatten auch in der Gruppe uralter Bäume spielten, die im Schloßhofe standen, und schlug vor, wenn Frau Brigitte damit einverstanden sei, noch eine Stunde den milden Abend im Freien zu genießen. Die Mutter war mit ihren beiden Töchtern, als die Vesperglocke sich hören ließ, aus dem Garten in das Haus zurückgekehrt und empfing den Gemahl im Flur. Von einem Spaziergange nach der Abendmahlzeit außerhalb der Burg, wie ihn Wolf gewünscht hatte, wollte sie zuerst, als Herr Balthasar davon sprach und sie deshalb zur baldigen Beschickung der Tafel aufforderte, nichts wissen, aber sie gab dann nach. Die Luft war ja so erquickend, der Mondschein so wunderschön: jetzt, wo Alles sicher im Lande, war auch keine Gefahr dabei, in später Stunde noch die Mauern zu verlassen, was früher selten ungestraft gewagt werden durfte — und auch die Kinder, als sie davon hörten, wünschten es sehr. So verließen denn Alle zur großen Verwunderung des Thorwarts noch in später Stunde das Schloß und wandelten den östlichen Hang hernieder zu

den hohen Buchen und weiter an der Hütte des Schloßbauers vorüber, ohne jedoch in das Felsenthal hinabzusteigen, das ihnen zur Seite blieb. Das Elternpaar schritt in ruhigem Gespräche voraus, ihnen folgte das junge Volk. — Der kleine Herr Sebald, wenn er der an Uebermuth streifenden Fröhlichkeit ihrer Unterhaltung hätte lauschen können, würde sich jetzt vielleicht im entgegengesetzten Sinne, als er neulich gethan, über seinen Neffen Wolf verwundert haben, es wäre ihm vielleicht unbegreiflich gewesen, wie ein Mann von acht und zwanzig Jahren noch mit jungen Mädchen so gar lustig plaudern und lachen könne: es war ja fast kein ernsthaftes Wort zu hören!

Die Eltern achteten nicht darauf, und wenn sie es gelegentlich thun mußten, so freuten sie sich dessen. Auch ihnen hatte sich die Bemerkung aufgedrängt, daß Wolf gestern viel ernster und zurückhaltender gewesen war, als heut, und der Gedanke, welchen Sebald darüber gehabt, mußte wohl nahe liegen, da er ihnen auch kam. Sie wußten überdem ja noch viel mehr von der immer kälter werdenden Gesinnung Judith's gegen ihren Sohn, um es erklärlich zu finden, daß er sich in ihrer Gegenwart bedrückt fühlte. „Wie ist es nur möglich," sagte Brigitte in der leisern Fort=

setzung ihres Gesprächs mit dem Gatten, „daß sie sich absichtlich gegen den Armen verhärtet? Er ist doch ihr Einziges, das sie noch auf der Welt hat, denn von uns Allen hat sich ihr Herz wohl schon längst losgesagt, und wenn sie auch zuweilen gegen die Agnes freundlich ist, so muß ich immer dabei denken, daß sie nur mit ihr, wie mit einer Puppe, spielt: ihr Herz fühlt dabei nichts. Aber den Wolf liebt sie dennoch, sie mag sich stellen, wie sie will, es wäre ja auch unnatürlich, wenn es anders wäre! Manchmal bricht es dann durch, ohne daß sie es hindern kann, wie gestern, da er ganz unerwartet vor ihr stand, da hatte sie nicht Zeit, ihr Herz in den kalten Panzer zu hüllen, da fühlte sie wohl selbst, wie tief sie ihm eine Minute vorher Unrecht 'gethan hatte, und es riß sie hin, ihn wie eine Mutter zu empfangen. Ich hätte weinen können vor Freude. Aber dann wurde sie um so herber gegen ihn, gleichsam als schäme sie sich des warmen Gefühls, und ich bin fest überzeugt, sie ist deshalb mit dem Vetter Sebald fortgegangen, und wird auch nicht eher wiederkommen, bis Wolf uns verlassen hat."

„Daß er überhaupt noch hieher kommt, macht ihm alle Ehre," sprach Balthasar, „er bewährt sich als ein

guter Sohn, wenn er auch noch so kalt zurückgestoßen wird."

„Wir können uns wohl auch ein wenig einbilden, daß er unsertwegen kommt," erwiederte Brigitte.

„Meinst Du?" fragte Balthasar in einem Tone, welchem anzuhören war, daß er sie necken wollte. „Frauen bilden sich leicht ein, daß ihretwegen Rosse zu Tod gejagt und Lanzen gebrochen werden. Wem soll es denn gelten?"

„Dir, wie mir, Balthasar, und, wie Du hörst, auch wohl unsern Kindern," erwiederte Brigitte. „Glaubst Du mich zu fangen?"

Aus dieser harmlos scherzenden Wendung, welche das abgesonderte Gespräch der Eltern genommen hatte, wurden sie plötzlich durch einen leichten Aufschrei Adelheid's geschreckt, dem sogleich ein strenger Anruf Wolf's folgte. Er galt einem Menschen, der aus einer dunklen, schmalen Schlucht, welche vom Thale heraufführte, überraschend in den hellen Mondschein gesprungen war. Die Eltern wandten sich um, und Frau Brigitte faßte unwillkührlich den Arm ihres Gemahls, bei welchem sie in allen Lagen Hülfe suchte. „Ich bin ein Bote vom Kohlstein," hörten sie aber schon demüthig sagen.

„Mußt Du die Fräulein erschrecken?" erwie-

derte Wolf, und Adelheid wurde von der Schwester wegen ihrer Furchtsamkeit wacker gescholten. Da trat Herr Balthasar hinzu und fragte den Boten, in welchem er nun den Reitbuben seines Vetters Sebald erkannte, wohin er geschickt sei. Der Bube war selbst sehr bestürzt, daß er hier draußen die Herrschaft von Rabenstein getroffen hatte, er war sich bewußt, daß er allerdings mit Absicht plötzlich hervorgesprungen war, um die Leute, die noch so spät auf dem Felde wandelten, zu erschrecken, indem er beim Sprunge zugleich wie ein Kobold ein Rad geschlagen hatte. So konnte er auf die Frage des alten Herrn vor Furcht, gestraft zu werden, kaum antworten.

„Du bringst wohl eine Botschaft oder einen Brief von der Frau Schott?“ fragte die Mutter freundlich, um ihn zu beruhigen.

„Ja, edle Frau —“ stotterte der Knabe. „Ich bringe einen Brief.“ Er suchte in seinem Wamms, die Angst hatte ihn noch nicht verlassen, denn er konnte den Brief nicht finden, er griff hastig hin und her, und fing schon an zu schluchzen.

„Du wirst ihn so eben verloren haben,“ sagte Wolf. „Sei doch nur ruhig, suche lieber, er muß sich doch finden.“ Der Knabe warf sich augenblicklich nieder und suchte auf Händen und Füßen

kriechend an der Stelle umher, wo er sich, ein Rad schlagend, aus der dunkeln Spalte hervorgeschwungen hatte. Dort konnte er ihn ja nur verloren haben. Auch Wolf und die Mädchen suchten, es war aber vergebens, der Brief fand sich nicht, und sein unzuverlässiger Bote weinte nun laut.

„Sei ruhig, armer Bube," sprach Herr Balthasar, „es geschieht Dir nichts. Wenn Du den Brief hier verloren hast, so wird er sich morgen am Tage finden, Du kannst ihn dann selbst suchen, denn Du sollst doch nicht in der Nacht zurückkommen?"

„Ich kann hier bleiben, hat meine gestrenge Frau gesagt —" antwortete der Knabe kleinlaut.

„Die Frau! Hörst Du, Brigitte? Und warum nicht der Herr?"

„Der Herr ist nach Streitberg geritten," berichtete der Knabe. — Es trat eine augenblickliche Pause ein, denn Alle, welche diese Antwort hörten, wußten, was der Ritt nach Streitberg zu bedeuten habe, und es machte offenbar einen Eindruck selbst auf Herrn Balthasar, welcher erst nach einer Weile, während der Knabe wieder zu suchen begann, mit einem veränderten Tone sagte: „Hör' auf! Du kannst ihn schon längst verloren haben. Kommt, Kinder!"

Brigitten war der leichte Anklang von Miß-

muth, der in seiner Stimme zu hören war, nicht entgangen; sie hatte schon im Sinne gehabt, im Weitergehen gewandt anzuknüpfen, um dem Gatten, vor welchem sie keine Geheimnisse hatte, mitzutheilen, was sie heut beim traulichen Gespräch mit den Kindern im Garten von Agnes gehört, vorzüglich deren festen Glauben an die Unabänderlichkeit seines Nein — da war sie durch den Vorfall mit dem Knaben gestört worden, und glaubte als kluge Frau erst abwarten zu müssen, wie ihr Mann selbst über sein Nein dachte, ehe sie Agnes seinen Gedanken vorgreifen ließ. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse, der in völlig veränderter Stimmung angetreten wurde, rief Herr Balthasar den Buben, welcher betrübt hinterher schlich, an seine Seite. — „Wenn der Brief auch nicht wiedergefunden wird,“ sagte er mit gewohnter Ruhe, „so ist das kein Unglück. Ich verspreche Dir, daß ich Dich vor Strafe schützen werde. Morgen kann ich ja anfragen lassen — damit ist's abgethan. Also hör' auf zu weinen. Hat Dir Frau Schott den Brief selbst gegeben?“

Der Knabe bejahte es und fühlte von Neuem eine bittere Angst, als ihm Alles einfiel.

„Hat sie Dir dabei nichts gesagt?“ fragte Herr Balthasar.

„Ich soll ihn nicht verlieren!“ brach der Bube fast schreiend aus.

„Nun, das versteht sich wohl!“ rief der alte Herr, der wieder heiter wurde. „Ich habe Dir schon gesagt, es thut nichts. Besinne Dich aber, ob sie Dir nicht noch etwas mehr gesagt hat. An wen solltest Du denn den Brief geben?“

„An den gestrengen Junker Wolf — und sie hat mich noch einmal zurückgerufen — und hat mir gesagt: ich gebe Dir noch viel Grüße mit an meinen Sohn, die vergiß mir nicht —“

Wiederum trat eine Stille ein, denn was der Knabe gesagt, fand seinen Weg zu mehr als einem Herzen. Auch wurde nicht viel mehr gesprochen, bis sie das Schloß erreichten, und erst im erhellten Zimmer, wohin der Knabe nicht folgte, sprach Balthasar, indem er den Neffen ruhig in's Auge faßte: „Es war ein Abschiedsgruß für Dich, Wolf. Deine Mutter wird länger auf dem Kohlstein bleiben und Dich bei ihrer Rückkehr hier nicht mehr finden. Das hat wohl in dem verlorenen Briefe gestanden. Der Entschluß ist vielleicht auch erklärt worden, denn plötzlich muß er gekommen sein, da sie den Boten erst so spät geschickt hat.“

Wolf senkte sein Auge und erwiederte: „Es mag wohl so sein. Wenn sich der Brief findet,

werde ich ja lesen, ob meine Mutter vielleicht wünscht, daß ich sie auf dem Kohlstein bei meinem Ritte nach der Plassenburg noch einmal sehe." Man konnte wohl hören, daß er nicht ohne Bewegung sprach, und die Augen der beiden Mädchen, welche so standen, daß er sie nicht beachten konnte, ruhten mit innigem Antheil auf seinem männlichen Angesichte, in welchem sich das gleiche Gefühl aussprach. Sich zu verstellen, war ihm fremd, auch hatte er es ja hier unter seinen nächsten und liebsten Verwandten nicht nöthig.

Es war schon sehr spät, wie es sonst bei dem regelmäßigen Leben auf Rabenstein wohl noch nie geschehen war, daß die Familie zu dieser Stunde noch wach gewesen wäre. Der Hausherr gab denn das Zeichen zum Aufbruch, und Alle trennten sich. Ob aber der Schlummer so bald, als sonst, die Augenlider von Allen friedlich geschlossen, mag zweifelhaft sein. Sie hatten wohl Alle viel zu denken, wenn auch aus sehr verschiedener Ursache.

Am frühen Morgen hatte sich der Bube vom Kohlstein schon, ohne einen Befehl abzuwarten, aufgemacht, um den verlorenen Brief zu suchen. Wo er ihm abhanden gekommen war, konnte er freilich nicht wissen — Rad hatte er freilich unterwegs nicht geschlagen, wie zuletzt, aber dafür

manchen guten Sprung gemacht, denn er war auf dem nächsten Pfade hergekommen, der nicht ohne solche Kraftanstrengungen zurückzulegen war. Viel Leute schlugen ihn nicht ein, auch war es noch sehr früh, der Knabe lief daher mit frischer Zuversicht bis zu der Stelle, wo er die Herrschaft gestern Abend getroffen und den ihm anvertrauten Brief zuerst vermißt hatte. Er suchte rings umher und fand ihn nicht, so stieg er denn in das Thal hinab, wo heut gewiß noch kein Mensch gegangen war, dort mußte er ihn ja finden, die Vögel konnten ihn doch nicht zu Nest getragen haben. Je weiter er jedoch kam und seine Augen vergebens anstrengte, desto mehr sank sein Muth, denn ihm schwebte wieder das strenge, furchenreiche Gesicht der Frau Schott vor, das ihm von jeher Furcht eingejagt hatte, gestern aber besonders schrecklich erschienen war. „Ich binde Dir den Brief auf die Seele", hatte sie ihm gesagt, „gieb ihn keinem andern Menschen, als meinem Sohne Wolf, wenn Du nach Rabenstein kommst, selbst Herrn Balthasar darfst Du ihn nicht geben, sage nur, ich habe es Dir verboten, wenn er ihn von Dir fordert. Es ist Dein Unglück, wenn Du ihn verlierst." Dies Unglück war nun da, er fürchtete eine schwere Strafe, denn sein Herr, wie lustig er auch mit ihm

scherzte, wenn er seine Schuldigkeit that, sah ihm doch kein Versehen nach und meinte, das sei zu seinem Besten, was dem Kleinen jedoch nicht immer einleuchten wollte. O hätte er ihn doch gestern lieber mit nach Streitberg genommen, dann wäre ihm der unglückliche Gang, den ihm Frau Schott auftrug, erspart geblieben! Die Angst von gestern befiel ihn auf's Neue, er konnte den Blick nicht vergessen, mit welchem die strenge Frau ihm ihre Worte eingeschärft hatte, und so verwirrte sich vielleicht sein eigener Blick, daß er an dem gerollten Papier am Ende gar vorüber laufen konnte, ohne es zu sehen.

Dem Schloßherrn war es gleich gemeldet worden, daß der Knabe ausgegangen sei, den Brief, über dessen Verlust er noch gegen die Leute geklagt hatte, zu suchen. Herr Balthasar wartete daher den Erfolg ab, ehe er weitere Maßregeln traf; der Bube mußte doch wissen, wo er gegangen war. Es fragte sich indessen, was Wolf thun sollte, wenn der Brief sich nicht fand: selbst nach dem Kohlstein gehen, der auf dem nächsten Pfade in einer Stunde zu erreichen war, die Mutter fragen, was sie ihm geschrieben habe? Warum hatte sie geschrieben, da sie doch mit ihrem Sohne sprechen konnte, warum war sie während seiner kurzen

Abwesenheit fortgegangen, oder wenn sie irgend einen Grund hatte, ihren Besuch nicht zu verschieben, warum kam sie nicht heim, ehe Wolf abreisen mußte? Fragen, deren Beantwortung leider in einer Weise geschehen mußte, daß eben darum dem Sohne kaum anzurathen war, der Mutter, die ihn nicht sehen und sprechen wollte, sich selbst vorzustellen. Balthasar sprach mit ihm gar nicht darüber, sondern überließ es ihm selbst, seinen Entschluß zu finden. Der Knabe kehrte nicht zurück. Zwei Stunden waren vergangen, er mochte im vergeblichen Suchen wohl bis nach Hause gegangen und dort der Strafe verfallen, oder nun zurückgehalten worden sein. Immerhin rücksichtslos, daß Wolf dann in der Ungewißheit gelassen wurde! Vielleicht schrieb aber Frau Judith einen neuen Brief, oder kam doch noch selbst! Wolf mochte einen ähnlichen Gedanken haben, denn er ging oft an ein Fenster, wo man den Weg, der von Rabeneck her über die Hochfläche führt, überschauen konnte, und war in einer Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte. Frau Brigitte beobachtete ihn, und er that ihr herzlich leid; sie, welche mit voller Liebe an ihren Kindern hing und in ihrer ganzen Häuslichkeit das innigste Verhältniß gewohnt war, fühlte den schmerzlichen

Mißklang, welcher jetzt hineingetragen war, am meisten.

Endlich war es zu spät, den Knaben noch zu erwarten, und Balthasar erinnerte sich seines Versprechens, ihn vor der Strafe für seine Nachlässigkeit zu schützen, das er jetzt wahrscheinlich nicht mehr halten konnte. Indessen wollte er jedenfalls der Ungewißheit ein Ende machen und schickte daher einen Boten hinüber. Brigitte gab ihm ein kurzes Briefchen an ihre Schwägerin mit, welches ihr für den Fall, daß der Knabe aus Furcht noch nicht heimgekehrt sein sollte, das Geschehene meldete und sie bat, lieber selbst zu kommen, als nochmals zu schreiben.

Als der Bote fort und nun doch etwas geschehen war, klang bald wieder der helle Ton in der Unterhaltung, wie er so herzerfrischend hier heimisch war. Wolf trat nicht mehr an das Fenster, er konnte schon wieder mit den Mädchen scherzen. Was ihm schmerzlich gewesen, er hatte sich ja schon seit Jahren damit abfinden müssen, und ein neuer Dorn, der ihn traf, verwundete ihn nur für den Moment. Eine Wichtigkeit legte er dem verlorenen Briefe nicht bei, es war eben nur ein kalter Abschied für ihn gewesen, und den hatte er tragen gelernt.

Drei Stunden vergingen, ehe der Bote zurückkam. Er brachte keinen neuen Brief von der Mutter, nur einen mündlichen Gruß, den sie ihm aufgetragen hatte, und die Antwort, daß sie sich anders besonnen habe — wenn nämlich der Bube, der sich noch gar nicht habe sehen lassen, den Brief wiederfinden und bringen sollte, so möge Junker Wolf ihn nur verbrennen, am liebsten, ohne ihn erst zu lesen; nach Hause könne sie übrigens erst in acht Tagen kommen. Da war es denn ausgesprochen, und nicht in der schonendsten Weise, was sie eigentlich mit dem Briefe gemeint habe, es bestätigte nur die erste Annahme. Für den Augenblick verstimmte es Wolf doch, und er bedurfte aller Kraft, um sich loszuringen. Leichter wäre es ihm geworden, wenn er ganz und gar von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß er die Liebe seiner Mutter, die er in seiner Kindheit im reichsten Maße besessen, seitdem unwiderbringlich verloren habe; wie trostlos auch, würde diese Ueberzeugung ihn doch mit der Zeit gestählt haben, das Unabänderliche zu tragen. Aber es kamen bei jedem Wiedersehen immer Momente, wo er klar zu erkennen glaubte, daß jene Liebe zu ihm nicht erloschen sei und nur unter der strengen, kalten Außenseite verborgen gehalten werde, ja er

wußte auch, daß das Mittel, sie wieder in hellster und freudigster Glut aufstrahlen zu lassen, in seine Hand gegeben sei, wenn er sich nur entschließen könne, den Weg der Ehre und Treue, den er wandelte, mit dem der finstern Rache zu vertauschen. Daß er das nicht konnte, selbst um den hohen Preis nicht, war es, was ihm alle Hoffnung raubte, die Mutter einst noch zu versöhnen, aber jene Momente erschütterten darum nicht minder die Ruhe, welche er schon gewonnen hatte, und nur die treuen Herzen, die ihm hier nahe waren, der Geist der Harmlosigkeit und des Frohsinns, der hier waltete, wie er in ihm selbst lebte, vermochten die Bitterkeit so bald wieder zu lösen. Der Tag verging, ohne daß Sebald's kleiner Diener weiter etwas von sich hören ließ, man konnte annehmen, daß er doch wohl nach Hause gekommen, gleichviel ob mit oder ohne Brief. Es war also nicht weiter davon zu sprechen, und wie auf Verabredung unterblieb das auch während der kurzen Zeit, welche Wolf noch auf Rabenstein verweilte. Er hatte schon in dem Gedanken, daß seinem Herrn doch wohl bei den großen Dingen, die sich vorzubereiten schienen, seine Nähe lieb sein werde, einen Tag früher abreisen wollen, als er Anfangs beabsichtigt hatte, aber zur Ausführung war das nicht gekommen.

Er war hier so glücklich! Das Bild des letzten Abends, den er in dem trauten Kreise seiner Lieben zugebracht hatte, begleitete ihn unvergeßlich, als er endlich hinausritt auf die baumlose öde Fläche, und es war ihm einen Moment, als liege sein Leben wie diese vor ihm.

„Gott segne Euch Alle!" sprach er für sich, indem er noch einmal im Sattel sich umwandte, nach dem Schlosse zu schauen, in deren Mauern er seine theuren Verwandten zurückließ — und es wurde ihm wehmüthig um das Herz.

Dies Gefühl aber war ihm ein fremder Gast, er wies ihn kräftig ab und blickte wieder entschlossen, mit klaren und muthigen Augen in die Ferne hinaus. Dort lag des Mannes Wirkungskreis, dort winkten ihm Thaten!

Achtes Kapitel.

Ueber der Stadt Culmbach im grünen und fruchtbaren Thale des Main erhebt sich stolz und gebieterisch die Plassenburg, der Hohenzollern alter Fürstensitz. Hier hatte mancher Sproß des erlauchten Stammes gehaust, des Stammes, dessen Zweige nun „vom Fels zum Meere" sich erstrecken, vom Schwabenlande, wo ihr Ursprung in grauer Vorzeit zu suchen, bis nach der fernen Ostsee, wo sich ein Hohenzoller damals vor kaum dreißig Jahren eine neue Fürstenkrone auf das Haupt gesetzt hatte. Vier Linien des Hauses waren auf diese Weise entstanden, doch hatte sich die Verbindung mit der ältesten, welche in Schwaben noch die Stammburg besaß und sich kürzlich durch Beleh=

nungen Kaiser Karl's ansehnlich vergrößert hatte, ja das Bewußtsein der gleichen Abstammung von ihr bei den übrigen, aus dem fränkischen Zweige hervorgegangenen Linien nur schwach erhalten. Desto fester hielten diese drei ihre Zusammengehörigkeit und ihre Erbrechte fest; seit der Erwerbung der brandenburgischen Marken war ihr gemeinsamer Name trotz neuer Theilungen: das Haus Brandenburg, und auch diese Theilungen hatte zum Vortheil des Ganzen Albrecht Achill's Hausgesetz beschränkt, so daß die Besitzungen der Kurlinie gar nicht, die der fränkischen Linie nur in zwei Theile: ob und unter dem Gebirg, oder Onolzbach und Culmbach, getheilt werden sollten. Thatsächlich hatte zwar Kurfürst Joachim der Zweite seinem Bruder Johann dennoch die Neumark überlassen, aber es war das nicht ein getrenntes Fürstenthum, und die Einheit der Mark Brandenburg dadurch nicht aufgehoben, für deren Wehrhaftigkeit und Ansehen im Reiche Markgraf Hans zu Küstrin sehr thätig war. Zu Onolzbach oder Ansbach saß der junge Markgraf Georg Friedrich, noch unter Vormundschaft, zu Culmbach Albrecht Alcibiades, sein kriegerischer, unruhiger Vetter. Die wichtigste, für eine große Zukunft verheißungsvollste Erwerbung für das Haus Brandenburg

war aber das Herzogthum Preußen gewesen, wo ein Oheim der beiden letztgenannten Fürsten zum Hochmeister des deutschen Ritterordens erwählt, durch Luther persönlich angeregt, das Land nach deutschem Vorgange säcularisirt und sich mit Bewilligung seines Lehnsherrn, des Königs von Polen, zum weltlichen Herzoge von Preußen erklärt hatte. Der deutsche Orden, dessen Mitglieder sich nicht alle der Reformation anschlossen, behielt nur seine deutschen Besitzungen, und war dafür Mitglied des deutschen Reichs, wählte auch einen neuen Hochmeister, welcher Protest gegen die Säcularisation von Preußen erhob und seine Ansprüche auf dies Land nicht aufgab. Es mag bezeichnend sein, daß man diesen Hochmeister den „deutschen Michel" nannte, vielleicht um seiner Persönlichkeit willen, es scheint aber dieser Ausdruck seitdem die bekannte allgemeine Bedeutung angenommen zu haben. Natürlich war es, daß die Vettern des neuen Herzogs für den Fall, daß er kinderlos stürbe, sofort die Mitbelehnung für Preußen bei dem Polenkönig nachsuchten, sowohl die fränkischen, als die märkischen Vettern — und Markgraf Albrecht zu Culmbach war dabei wohl derjenige, der die meiste Anwartschaft hatte. Jetzt aber beschäftigten ihn andere, näher liegende Pläne,

und er war deshalb von dem Belagerungsheere vor Magdeburg, als sich die Stadt mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen zu vergleichen anfing, nach seiner fränkischen Plassenburg heimgekehrt, um hier seine Rüstungen in Person mit größerem Eifer zu betreiben. In diesen ernsten Sorgen sah man ihm die fröhliche, mit dem Leben im ausgelassensten Uebermuth spielende Sinnesart nicht an; die vertrautesten Genossen erkannten ihn oft nicht wieder. Gegen seine Natur hatte er sich auch über das, was in ihm vorging, zu Keinem ausgesprochen, und Alles, was selbst Wolf Schott, den er vor den Uebrigen liebte und auszeichnete, über seine Absichten gegen den alten Herrn Balthasar geäußert hatte, beruhte nur auf Vermuthungen. Diese waren freilich der edelsten Art, und somit mehr dem eigenen Sinne Wolf's, als dem seines Herrn entsprechend, welcher über das Reich deutscher Nation, Eins mit und unter seinem Kaiser, nicht ebenso dachte, wie er. Wachsende Fürstenmacht ließ sich schwer mit diesem Gedanken vereinigen.

Wolf Schott beschleunigte seinen Ritt, je näher er seinem Ziele kam. Schon stiegen die Thürme der Plassenburg, welche in jüngster Zeit ansehnlich verstärkt worden waren, majestätisch vor ihm auf,

er trabte durch die wundervolle Gegend, welche ihn rings umgab, ohne ein rechtes Auge dafür zu haben, während doch sonst der regste Sinn für Naturschönheit in ihm lebte. Endlich sah er die Häuser der Stadt Culmbach in ihrem Doppelthale um die starke Fürstenburg gelagert, welche ihr Schutz gewährte, und jetzt verhielt er sein Pferd, um es im ruhigen Schritt verschnaufen zu lassen. Er hatte eine Abtheilung von Fußknechten bemerkt, welche in einiger Entfernung vor ihm der Plassenburg zuzogen, lärmend, singend wie es ihre Art war, in regellosem Haufen mit den gewohnten Nachzüglern. Mit diesem wilden Haufen wollte er nicht, als gehöre er zu ihm oder führe ihn, auf dem Schlosse einreiten. So ließ der Markgraf also die geworbenen Knechte, die er bisher nur, wie man es nannte, in „Bestrickung" gehalten, wirklich zusammenkommen! Wenn es, wie sein Getreuer glaubte, zur Aufrechthaltung des Friedens im Reiche geschah, so konnte er den Entschluß nur segnen. Aber in einsamer Stunde, wie jetzt, stieg doch mancher Zweifel in ihm auf, denn Markgraf Albrecht, wie er ihn kannte, war dem Frieden und der Ruhe wenig hold. In kurzer Zeit mußte es sich ja nun entscheiden.

Als er in solchen Gedanken dahin ritt, ohne

viel auf den Weg zu achten, scheute sich plötzlich sein Pferd und sprang, da er ihm den Zügel gelassen hatte, mit einem mächtigen Satz zur Seite. Wolf saß aber zu fest, um im Sattel dadurch aus dem Gleichgewicht zu kommen, er hatte sein Roß gleich wieder gebändigt, und blickte sich nach dem Gegenstande um, vor welchem es sich gescheut hatte. Hinter einem Strauch am Wege hatte ein Mann gelegen, der sich beim Nahen des Reiters überraschend halb aufgerichtet und so das Pferd erschreckt hatte. Er saß noch in dieser Stellung, als Wolf sich nach ihm umwandte, und gab sich gar keine Mühe, seine lachende Miene zu verbergen.

„Nichts für ungut, Herr!“ sagte er, ohne aufzustehen.

„Willst auch nach der Plassenburg?“ fragte Wolf, der nicht empfindlich war, den Mann, welchen er an seiner wunderlich zusammengesetzten Tracht und der Waffe an seiner Seite auf den ersten Blick für einen Landsknecht erkannte.

„Ja, Herr,“ erwiederte der Kriegsmann, indem er ihn musterte und sich dann rasch erhob. „Seid wohl gar Seine Gnaden der Markgraf selber?“

Wolf lachte. „Nein, alter Freund, der bin

ich nicht," antwortete er. „Wie kommst Du darauf, daß ich der Markgraf sein soll?"

„Weil er dieses Weges kommen muß, haben mir die Leute in Culmbach gesagt," versetzte der Mann. „Seid Ihr's nicht, so warte ich schon." Er setzte sich bei diesen Worten gemächlich wieder auf den Rasen und machte Anstalt, sich auszustrecken, wie vorher, ohne sich noch um den Reiter, welchen er für den Fürsten angesehen hatte, zu kümmern. Dieser glaubte dem alten Kriegsmanne wenigstens noch eine Warnung geben zu müssen. „Nimm Dich in Acht, wenn Du den Markgrafen ansprichst," sagte er. „Bedenke Dir zuvor, was Du ihm vorbringen willst, und auch Deine Worte: der Markgraf ist leicht ungeduldig und verträgt nicht viel."

„Herr, ich bin schon gewohnt, mit vornehmen Kriegshäuptern zu reden," antwortete der Mann, indem er halb liegend, den Kopf auf den Ellnbogen gestützt, gleichmüthig zu dem Reiter aufschaute, der nun, da er seine gutgemeinte Warnung so schlecht angebracht sah, nicht länger bei ihm verweilte.

Der Markgraf war aber schon auf einem andern Wege von seinem Ritte heimgekehrt, wie man Wolf Schott, als er zur Plassenburg hinaufritt,

unterwegs meldete. Es war in der Stadt, wie in der Feste viel kriegerisches Treiben, obgleich die Zahl der Truppen, wie sich Wolf's geübtes Auge bald überzeugte, nur noch eine sehr geringe war, keineswegs auf eine binnen Kurzem bevorstehende Unternehmung deutend. Der Markgraf schien eben nur einen Anfang gemacht zu haben, sich vielleicht derjenigen Hauptleute mit ihren Fähnlein zu versichern, auf welche bei einer mehr Aussicht bietenden fremden Werbung nicht allzu fest zu rechnen war. Denn es gab ja nirgend Kriegsschaaren, die auch im Frieden unter den Waffen gehalten wurden; die meist beschränkten oder sehr unregelmäßigen Einnahmen der Fürsten hätten dazu nirgend ausgereicht, und die Stände waren meist sehr zähe mit Geldbewilligungen. Daher mußte für jeden Kriegsfall frisch geworben werden. Der Fürst hatte entweder unter seinen eigenen Vasallen einen schon bewährten Kriegsobersten, oder er gewann sich einen solchen, denn die Kriegsweisheit aller Zeiten hat es bestätigt, daß auf einem Einzigen, der der rechte Mann ist, das Glück und Unglück des ganzen Krieges beruht. Dann suchte der Fürst oder sein Kriegsoberst unter den vielen angesehenen Kriegsleuten, die sich schon in den fortdauernden Kämpfen der Zeit einen Ruf

als Führer erworben hatten, und gerade unbeschäftigt auf ihren Landsitzen oder sonst lebten, eine genügende Zahl von Hauptleuten und Rittmeistern anzunehmen, denen Wartegeld gezahlt wurde, wofür sie auf den ersten Befehl ihre Fahnen in vorher bestimmter Stärke zusammenbringen mußten. Deshalb warben dieselben bei Zeiten im Lande, wo es bei der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes und seiner alten Kampflust auch für eine fremde Sache niemals an alten Kriegsgesellen fehlte. Diese erhielten Handgeld, um sich dann auf den bestimmten Tag mit eigenen Waffen — die Reiter auch mit eigenen Pferden — zu stellen; von da ab wurde ihnen erst regelmäßiger Sold gezahlt. So kamen die Heere zusammen, mit denen die vielen und großen Kriege jener Zeit geführt wurden, und Wolf Schott hatte schon oft gesehen, welche stattliche Streitmacht sein Herr bei früheren Gelegenheiten für des Kaisers Dienst aufzubringen vermocht, und welche reichen Ehren er sich damit gewonnen hatte. Noch höhere mochte er erringen in den Augen der ganzen deutschen Nation, wenn er ihr jetzt damit den erneuten Bruderkampf ersparte.

Kaum war Wolf auf der Plassenburg eingeritten, und hatte sich in seiner Wohnung des

Reisekleides entledigt, als er den Befehl erhielt, zum Markgrafen zu kommen. Er fand ihn im großen Saale mit dem Kanzler und mehreren Räthen am Tische sitzend, augenscheinlich in einer wichtigen Berathung begriffen. Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach wäre auch ohne den ersten Platz, den er an der Tafel einnahm, selbst einem Fremden als der Vornehmste in der Versammlung erschienen: seine fürstliche Gestalt und Haltung, die er von seinem Urahn Albrecht Achill ererbt hatte, sein männliches Antlitz, von feurigen Augen belebt, von einem starken, in zwei getrennten breiten und spitzen Massen über die Halskrause hängenden Barte umwallt, und der tadellos schöne Mund, von dessen stolzer Oberlippe die dichten und langen Zöpfe des Knebelbarts herniederhingen, gaben ihm in jeder Umgebung eine hervorragende Bedeutung. Der Markgraf stand erst in seinem dreißigsten Jahre, das er noch nicht vollendet hatte, aber er sah älter aus, als er war, woran freilich nicht die Kriegsmühen, die er von seiner frühsten Jünglingszeit an getragen, die alleinige Schuld hatten. Zu seiner Rechten blickten dem Eintretenden die klugen und scharfen Augen des Kanzlers Christoph Straß aus seinem gesunden, fein lächelnden Gesicht entgegen, das im

Gegensatz zu seinem Herrn jünger erschien, als das schon ergraute, vom Scheitel empor gestrichene Haar bekundete. Weiterhin an der Tafel saßen der ritterliche Hans von Wallenfels, des Markgrafen vertrauter Freund, und noch drei andere wohlbekannte Edelleute.

„Bist Du da, Wolf?“ rief der Markgraf seinem Getreuen, wie er ihn immer vorzugsweise nannte, entgegen. — „Setz' Dich zu mir. Rück' zu, Hans — ich will meine linke Hand bei mir haben. Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, heißt's nicht so? Oder umgekehrt, gleichviel. Heut aber sollen sie mir beide helfen!“

Mit hoher Erwartung nahm Wolf, nachdem er seinen Herrn ehrerbietig und auch die Anderen mit gewohnter Bescheidenheit gegrüßt hatte, an der Seite des Markgrafen Platz; jetzt, hoffte er, sollte die ganze Lage und der Entschluß des Fürsten klar werden. Der Anflug heiterer Laune, mit welchem ihn Markgraf Albrecht willkommen geheißen, war schnell wieder verschwunden, er blickte ernster als je, und zwischen seinen regelmäßigen, starken Augenbrauen hatte sich eine tief einschneidende Furche gezogen, wie sie Wolf an ihm sonst nicht bemerkt hatte. Er winkte dem Kanzler mit der Hand, in seinem Vortrage, welchen Schott's

Eintritt unterbrochen hatte, fortzufahren. Dieser hob denn ungesäumt wieder an. Es war ein Bericht über die Verhandlungen, welche der Kanzler seit zwei Jahren für seinen Herrn geführt, und die er hier, offenbar auf dessen Befehl, in einer kurzen Uebersicht zusammengestellt hatte. Da war zuerst die Rede von dem Plane einer Vermählung mit einer Schwester des Königs von Polen, welchen Albrecht's Oheim, der Herzog von Preußen, angeregt: sehr wider die Neigung des Neffen, die sich überhaupt keinem häuslichen Familienleben zuwandte; dann von dem Austritt des Markgrafen aus dem Dienste des Kaisers, wodurch ihm ein Dienstgeld von 3000 Kronen verloren gegangen; ferner von der Reise nach Prag, wo er dem Römischen Könige hatte versprechen müssen, dessen Tochter Katharina auf ihrer Reise nach Italien zu begleiten, für den Markgrafen wegen des nöthigen Glanzes eine höchst kostspielige Fahrt; weiter kam die noch immer verzögerte Belehnung in Preußen zur Sprache, und das gescheiterte Friedenswerk zwischen dem Herzoge und dem Ordensmeister Schutzbar, genannt Milchling (vom Volke, wie gesagt, der „deutsche Michel“ genannt), wonach Letzterer gegen eine Geldsumme auf ewig Verzicht leisten sollte, ein Vergleich, an welchem

Markgraf Albrecht lange mit größtem Eifer gearbeitet. Der Kanzler schilderte ferner, welche Werbungen für den englischen Kriegsdienst angestellt worden, die sich dann, wie die Bewerbung um die Hand der Prinzessin Maria, zu welcher sich der Markgraf aus Rücksichten entschlossen, bald als unersprießlich ergeben; er schloß mit den letzten Unternehmungen gegen Magdeburg, in welchen Albrecht aus freiem Entschlusse mit seinem Kriegsvolke dem Kurfürsten von Sachsen, der die Reichsacht zu vollstrecken gehabt, zugezogen war, und bei Abwesenheit des Letztern mit Bewilligung des Kaisers dem Heere als Oberbefehlshaber vorgestanden hatte, Unternehmungen verbunden mit großen Opfern an Geld und Leuten, für welche sich noch kein Dank und Lohn absehen ließ.

„Mein Sündenregister, ihr Herren!“ sagte der Markgraf, nachdem der Kanzler seinen Vortrag beendigt hatte. „Ihr seht, wie ich gehandelt habe und ob ich anders handeln konnte. Wär's aber auch, so hab' ich's gethan, und es ist weiter keine Rede davon. Ihr wißt, wie ich im vorigen Jahre Alles gethan habe, um Ersparnisse in meiner Hofhaltung zu erzielen, und der Wolf da soll es Euch noch ganz besonders bezeugen. Aber wenn ich im Reich mich behaupten will — meinem Hause, ja

vielen Anderen zu Nutz und Frommen! — so brauche ich eine starke Rüstung, und dazu die Hülfe meiner Stände. Wie diese zu erlangen ist, sollt Ihr mir rathen!"

In der Andeutung des Fürsten über die Nothwendigkeit seiner Rüstung schien Wolf's Annahme wohl in etwas bestätigt zu werden, aber es blieb bei der Andeutung: Markgraf Albrecht sprach sich nicht näher über die Pläne und Entwürfe aus, die ihn rastlos beschäftigten, und ihm, wie Wolf am besten wußte, weder Tag noch Nacht Ruhe ließen. Die Berathung seiner Vertrauten, welche dem Vortrage des Kanzlers folgte, gab oft genug Veranlassung, diese Pläne offen vorzulegen, ja sie suchten eine solche Veranlassung auch wohl geflissentlich herbeizuführen, da sich erst nach dem Ziele und Umfange derselben bemessen ließ, welche Mittel ihre Durchführung erheischen würde und wie deren Beschaffung möglich zu machen sei. Aber der Markgraf ging nicht darauf ein, sondern erhob sich endlich und rief mit dem vollen Ungestüm seines Wesens: „Wollt Ihr nicht Rath schaffen, so werde ich es thun! Ich muß von den Ständen erhalten, was ich fordere — thut dazu, was Ihr könnt! Zwei Schritt vorwärts und einen

zurück thue ich nimmer — das wißt Ihr. Ueberlegt's Euch und geht!"

Auf diese Weise entlassen, verabschiedeten sich die Räthe von ihrem Herrn, selbst der Kanzler erwartete vergebens den Befehl, zurückzubleiben. Der Markgraf hatte keine Augen für ihn, und winkte nur Wolf gebieterisch, als dieser sich auch entfernen wollte. — „Was hat Dein Oheim gesagt?" fragte der Fürst, sobald Beide allein waren.

„Mein Oheim ist Euer Gnaden treuster Lehnsmann," erwiederte Wolf, „er wird Euch gewiß immer zu Diensten sein."

„Aber er hat auch gegen mich gesprochen in Bayreuth, ich weiß es!" rief Albrecht heftig. „Was hilft mir die Treue in Worten, wenn sie mit der That dahinten bleibt?"

„Sie wird mit der That nicht warten lassen, wenn es gilt," erwiederte Wolf bescheiden.

„D'reinschlagen mit dem Schwert, o ja — aber Geld bewilligen, wenn sie ihre vermeintlichen Rechte in Gefahr glauben? Ich werde aber mit den Herren meines Adels fertig werden, verlaß Dich darauf! Sie haben die Zeit des Sickingen noch nicht vergessen, der mit der Macht des gesammten Adels Fürsten und Städte niederwerfen

wollte, nur dem Kaiser verpflichtet. Aber sie sollen ihre Pflicht gegen mich erkennen lernen!“

Er ging mit starken, klingenden Schritten eine Weile im Saale auf und ab, und strich sich mehrmals über die Stirn, als wolle er die Falten des Unmuths glätten, welche sich dort gelagert hatten. „Ist es nicht erbärmlich,“ fuhr er fort, „um jede Krone Geld feilschen zu müssen, wo es sich um ganz andere Kronen handelt! Von Krämern und des Reiches jüdischen Kammerknechten Geld borgen für acht bis zehn vom Hundert, Schlösser und Städte dafür verpfänden, wo das Land reich genug ist, mehr als das Sechsfache von dem aufzubringen, was gebraucht wird? Mir vor den Thoren schier liegt die reiche Stadt, welche dem Hause Brandenburg niemals weder Ehre, noch Aufnahme oder Gutes vergönnt, daneben hausen die geistlichen Nachbarn von Bamberg und Würzburg, welche in todten Schätzen von Gold und Geschmeide vergraben sitzen — was hindert mich, mit der Panzerfaust ihnen die viele Unbill, die sie mir und meinen Vätern gethan, schwer zu vergelten, und mir zu nehmen, was mir frommt?“ Er sah Wolf mit einem auffordernden und funkelnden Blicke an. „Was hindert mich?“ fragte er nochmals fast drohend.

„Eure Fürstenehre, gnädiger Herr," antwortete Wolf ohne Furcht.

„Ha! Das sagt mir der Sohn des Amtmanns von Streitberg?" rief der Markgraf.

Wolf senkte die Augen und erwiederte kein Wort, doch entging das Zucken seiner Lippen dem Fürsten nicht. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Du bist mein Freund, ich weiß es!" Dann setzte er schweigend eine Weile seinen Gang durch den Saal fort, bis er auf einmal wieder vor Wolf stehen blieb, und in einem völlig veränderten Tone, als habe er sich aller Sorgen entschlagen, von heiteren Dingen zu reden anfing.

Der Abend war unterdessen eingebrochen, im Vorzimmer wartete der Kämmerer, die Befehle des Fürsten zu vernehmen, da es Albrecht nicht liebte, einen geregelten Haushalt zu führen. Wolf wurde jetzt entlassen, damit er der Ruhe pflegen könnte; zur Abendtafel mußte er sich jedoch wieder einfinden. Es waren heut nur Wenige, welchen diese Ehre zu Theil geworden war, aber deshalb ging es vielleicht um so lauter und lustiger zu. Albrecht Alcibiades legte seinen Tischgenossen darin keinen Zwang an, vielmehr gab er in ausgelassener Laune, wenn er sich ihr überließ, Kei-

nem etwas nach. In seiner Seele war selten heiterer Gleichmuth, noch weniger Stille; stürmisch in all' seinen Regungen, leidenschaftlich in der Freude, wie im Scherz, mit einer seltenen Energie des Geistes begabt, welche vor keinem Hinderniß zurücktrat, sondern dadurch nur gereizt wurde, in gewaltiger Kraftanstrengung Alles an die Erreichung seines Zweckes zu setzen, war der Markgraf gleich gefährlich als Freund, wie als Feind. Umsonst war bei ihm jede, auch die treuste Warnung, wenn er, wie ein tollkühner Schwimmer häuptlings in die Brandung, sich in ein gefahrvolles Abenteuer gestürzt hatte! Auch bei Gelagen und Banketten, welche in jener Zeit eine alles Maß übersteigende Zügellosigkeit athmeten, war Albrecht in seiner sprühenden Lebenslust stets einer der Ausgelassensten. An dem Hochzeitsfeste seiner ältern Schwester Maria mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Dritten, das vor vierzehn Jahren zu Krailsheim gefeiert worden war, hatten die Gäste dem Wein so unmäßig zugesprochen, und dabei trotz einer drückenden Hitze so leidenschaftlich getanzt, daß fast Alle gefährlich erkrankt, und Mehrere, darunter der Amtmann zu Stauf, Hans von Knörringen, selbst der Präceptor des jungen Markgrafen! Christoph Beck, einige Tage darauf ge-

storben waren. Albrecht, damals kaum sechzehn Jahre alt, war auch in eine schwere Krankheit gefallen, die ihn an den Rand des Grabes gebracht. Vergebens hatte in strafenden Briefen sein Oheim von Preußen die Erzieher an ihre Pflicht gemahnt — was konnten sie thun gegen die unbändige Leidenschaft ihres Zöglings, die alle Schranken zerbrach? Hatte doch die Kirche, hatte der Kaiser in strengen Erlassen nichts vermocht wider die altdeutsche Unsitte, welche in jener Zeit wohl ihren Höhepunkt erreicht hatte!

Auch heut an der fürstlichen Tafel auf der Plassenburg kreiste der Becher in vollem und halbem Zutrunk, und wenn Wolf Schott nur bis auf eine gewisse Grenze mitging, dann aber entschieden sich weigern durfte, Bescheid zu thun, so hatte er sich diese Vergünstigung vor Jahren, als er noch sehr jung war, erst bei seinem Herrn, der ihn dann mit seinem Schilde deckte, erkämpfen, und manche Verspottung, die ihn noch später traf, mit ernster That von sich abwehren müssen. Als man seine Mannhaftigkeit erkannt hatte, suchte man sie nicht mehr im Trinken, und gewöhnte sich, wo Alles weinglühend in der Runde saß, an sein ruhiges, wenn auch heiteres Gesicht, das kaum etwas höher gefärbt war. Ja, er wurde oft

als der allein Vernünftige anerkannt, und bei heftig erhitztem Wortstreit zum Schiedsrichter aufgerufen. Dazu kam es heut nicht, da eine ungemein lustige Stimmung herrschte und alle ernsten Fragen ausgeschlossen schienen; es war, als habe sich auch der Markgraf alle Unruhe, die ihn in der letzten Zeit zur Verzweiflung seiner Kämmerer befallen hatte, daß sie es kaum mit ihm aushalten konnten, aus dem Sinne geschlagen. Sein blaues kühnes Auge blitzte im fröhlichsten Lichte, und manches Witzwort von seinem Munde, das freilich im Geschmacke der Zeit zuweilen sehr derb war, erweckte ein schallendes Gelächter unter den Tafelgenossen.

Eben hatte sich ein solches, das länger als jedes vorherige anhielt, ein wenig gestillt, da klang in der momentanen Pause, welche eintrat, weil die Lacher sich erholen mußten, von draußen ein starkes Klirren, wie von einer schweren, zu Boden fallenden Waffe. Die Gäste stutzten, ein Wink des Markgrafen veranlaßte einen seiner Hofleute, nachzusehen, was sich begeben habe. Es währte eine geraume Weile, ehe er zurückkam, und die Unterhaltung wollte unterdessen nicht recht wieder in Gang kommen. Draußen war Alles still, denn es war schon fast Mitternacht. Endlich kam der

Kämmerer zurück, man sah ihm auf den ersten Blick an, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse: sein Gesicht, das vorher noch in hochrother Farbe geleuchtet, war merklich blaß geworden, und das Lächeln, zu welchem er sich zwang, entstellte seine Züge eher, als daß es ihnen ein gleichmüthiges Ansehen gegeben hätte.

„Nun? Was giebt's?“ fragte der Markgraf.

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der Kämmerer mit stockender Stimme, „nichts weiter, als daß einem der geworbenen Knechte, der Wache hielt, der Hase in der Brust ein Männchen gemacht hat —“

„Mache Du nicht auch eins! Kurz mit der Sprache heraus! Es hat sich Einer gefürchtet, willst Du sagen — wovor?“

„Ja, gnädigster Herr —“ antwortete der Kämmerer, indem er zu lachen versuchte — „das weiß er wohl selbst nicht! Die Hellebarde fiel ihm aus der Hand, davor hat er sich wohl erschrocken —“

„Das ist nicht wahr! Du hast mehr gehört!“ rief der Fürst ungeduldig.

„Er sprach — von einer Erscheinung —“ gab der Höfling widerstrebend zur Antwort.

Es zuckte wie ein Blitz über das Gesicht des Markgrafen, und die Tischgenossen wechselten hier

und da bedeutungsvolle Blicke. Der Rausch, welcher Manchen schon halb übermannt hatte, schien plötzlich verflogen zu sein, Alle sahen ernsthaft und betroffe aus, was sie vergeblich zu verbergen strebten.

„Ruft mir den Knecht herein!" befahl der Markgraf und stand auf, womit die Tafel unerwartet schnell aufgehoben wurde. Zweifelhaft standen die Gäste, ob sie damit nicht zugleich entlassen seien, aber der Fürst gab kein Zeichen. Jetzt trat in den Saal, vom Kämmerer hereingerufen, ein alter Knecht, in voller Waffenrüstung, wie er die Wacht im Gange bezogen hatte. Er sah nicht danach aus, als ob er den Hasen in der Brust trage, wie sich der Kämmerer ausgedrückt, im Gegentheil bekundete sein braunes, von einer Narbe gezeichnetes Gesicht trutzige Zuversicht. Der Markgraf befragte ihn. Er gab einen kurzen Bescheid; auf dem Gange, wo der Mond durch das Fenster geschienen, habe er plötzlich kaum zwei Schritt von sich entfernt an der Wand eine weiße Gestalt erblickt, die langsam vorüber geschwebt sei, er habe sie angerufen und die Hellebarde gefällt, da sei ihm dieselbe aus der Faust zu Boden gefallen, als wenn ihm auf einmal der Arm lahm geworden, und die weiße Erscheinung sei dann in der

– ·er, wo keine Thür ist, verschwunden. Offenbar war der Knecht fremd auf der Plassenburg, fremd ihm Alles, was man sich hier oft genug von Geschlecht zu Geschlecht erzählt hatte, sonst würde er nicht so unbefangen gesprochen haben. Der Glaube an übernatürliche Dinge stand aber zu fest in der Zeit begründet, als daß sich ihm, wo die erleuchtetsten Männer davon durchdrungen waren, ein einfacher Kriegsknecht hätte entziehen können.

Als der Hellebardier seine Meldung beendigt hatte, hieß ihn der Markgraf wieder auf seinen Posten gehen, und schärfte ihm bei seinem Zorne ein, gegen Niemand von der Sache zu reden.

„Dich hat der Mondschein genarrt," sagte er mit festem Blick auf den alten Wappner. „Sie würden Dich nur auslachen, und ich will's überhaupt nicht — das muß Dir genug sein." Der Knecht entfernte sich, und das Auge des Markgrafen schweifte stolz und fragend im Kreise seiner Tafelgenossen umher.

„Nun, ihr Herren, die weiße Frau — nicht wahr?" sprach er mit dem vollen Metallklang seiner kräftigen Stimme. „Wenn einem Hohenzoller Gefahr droht, erscheint sie — zur Warnung, sagen Manche, damit er sich hüten, damit er um-

kehren soll — — heißt's nicht so? D[illegible]e sagt an, was unabwendbar ist! Glaubt Ihr's?"

Einige versuchten ihm zu widersprechen, es wollte aber nicht recht vom Munde fließen. Nur Wolf blickte ruhig auf seinen Herrn. Dieser wollte sich ganz besonders an ihn wenden, vielleicht ihn auffordern, zu sagen, was er davon denke, aber er besann sich anders, und entließ die ganze Gesellschaft. Als auch Wolf, der Letzte, sich empfahl, faßte er ihn bei der Hand und hielt ihn zurück. Die Andern bemerkten es wohl, aber sie waren daran gewöhnt, und da Wolf Schott sich niemals überhob, und den Vorzug, den er bei dem Markgrafen genoß, nicht mißbrauchte, sondern im Gegentheil oft zum Besten für den Herrn selbst und Manchen benutzte, so fanden sie heut noch weniger, als sonst, einen Anlaß zur Eifersucht. Der Fürst wollte sich mit ihm aussprechen.

„Mehr Wein! Gewürzten Wein!" befahl Markgraf Albrecht dem harrenden Edelknaben an der Thür. Dieser ging, ihn zu schaffen, und mußte sich dann zurückziehen, so daß der Fürst und Wolf ganz allein blieben.

„Kennst Du die Geschichte der weißen Frau?" fragte Albrecht, nachdem er eine lange Weile schweigend vor sich hingesehen hatte. „Kannst Du mir

sagen, ob sie der gute oder der böse Geist meines Hauses ist?"

„Ich habe die Sage erzählen hören," erwiederte Wolf. „Sie wird aber stets anders erzählt — und ich kann daher Euer Gnaden zweite Frage nicht daraus beantworten. Gewiß ist es doch, wenn man ihr irgend Glauben schenken kann, der gute Geist Eures erlauchten Hauses."

Der Markgraf blickte ihn zweifelhaft an. „Glauben schenken, ja wohl!" sagte er. „Du hast recht. Glauben schenken will ich der Mähr' erst, wenn ich die weiße Frau mit meinen leibhaftigen Augen selbst einmal gesehen habe." Er that einen tiefen Trunk aus dem gefüllten Pokal mit stark gewürztem Weine, den ihm der Edelknabe gebracht hatte, dann fuhr er fort: „Wer hat sie gesehen? Es ist doch seltsam, daß Wir, die es doch angeht, nimmer ihre Erscheinung gehabt, sondern durch Andere davon gehört haben! So sagte wenigstens mein Vater Kasimir. Ich will Dir aber erzählen, wie mein Vater die Geschichte weiß. Meine Schwester hat es mir gesagt, denn ich war, Du weißt es, noch ein sehr junger Knabe, als mein Vater starb. Hier die Plassenburg, ehe sie hohenzollerisch wurde, gehörte dem Grafen von Orlamünde. Da lebte vor zweihundert Jahren hier

die junge Wittwe eines Grafen Otto, des Vierten seines Geschlechts, mit ihren beiden Kindern, die er ihr hinterlassen hatte. Burggraf zu Nürnberg war zu jener Zeit einer meiner Ahnherren, dessen Sohn hieß Albrecht der Schöne. Zu diesem faßte die Wittwe von Orlamünde eine heftige Leidenschaft, und ließ ihm durch eine vertraute Person ihre Hand antragen, mein Ahnherr aber antwortete: Vier Augen stünden dem im Wege. Er meinte damit seine Eltern, welche es nicht zugeben würden, sie aber bezog es auf ihre beiden Kindlein und ermordete sie mit einer goldenen Nadel, welche sie ihnen in die Hirnschale stieß, daß kein Blut fließen und Niemand den Mord ahnen sollte. Dennoch wurde es ruchbar, nachdem die Kleinen längst im Kloster Himmelskron beigesetzt waren, und mein Ahnherr, dem das Gericht über die ihm zugefallene Landschaft der Plassenburger, Orlamünde, zustand, ließ die Mörderin strafen, mit ewigem Gefängniß, wie Manche sagen, oder gar mit dem Tode. Ihr Geist soll nun erscheinen, wo irgend es sei in hohenzollerschen Schlössern, wenn Einem Unsers Hauses ein Unglück droht — ich frage Dich, kann sie uns ein guter Geist sein, wenn der Ahnherr sie um ihrer That willen gerichtet hat?“

„Sie hat Euren Ahnherrn geliebt, gnädiger Herr — die Liebe dauert über das Grab hinaus, oftmals dann erst geläutert."

Der Markgraf erwiederte nichts, er kannte die Liebe nur im flüchtig verwehten, wenn auch noch so stürmischen Rausche, das hohe und reine Gefühl, wie sein Freund es gemeint, hatte ihm noch niemals die Brust bewegt. Mit einer halb spöttischen Miene leerte er seinen Pokal, welchen er wieder aus der silbernen Kanne gefüllt hatte, auf einen Zug.

„Gute Nacht, Wolf," sagte er dann.

„Gott gebe sie Euch, gnädiger Herr.—" antwortete Wolf sich verneigend, und da sein Herr bei dem besondern Tone, mit welchem er zögernd diese Worte aussprach, ihn scharf und fragend ansah, setzte er hinzu: „Wenn Ihr jetzt vor einer großen Entscheidung steht und Euch durch Gottes Zulassung vielleicht noch in letzter Stunde eine Warnung geheimnißvoller Art —"

„Sie kommt zu spät, Wolf!" rief Markgraf Albrecht. „Ich bin entschieden!"

Ende des ersten Bandes.

Die Alpen
in
Natur- und Lebensbildern.

Von
H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen
und einem Titelbild in Tondruck, nach Originalzeichnungen
von
Emil Rittmeyer.

Lex.-8. Ein starker Band.
Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergoldeten Deckenverzierungen 4½ Thlr. Mit Goldschn. 4½ Thlr.

Elisabeth Charlotte,
Herzogin von Orleans.

Ein biographischer Roman
von
A. v. Sternberg.

3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.













